

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 72 (1972)

Rubrik: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt :
Jahresbericht 1971

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt

Jahresbericht 1971

(Berichtsperiode vom 1. Januar bis 31. Dezember 1971)

A. Kommission für Bodenfunde

In der Berichtsperiode hielt die Kommission zwei Sitzungen ab. Neben den ordentlichen Geschäften hatte sie sich immer wieder mit der Besetzung der Assistentenstelle zu befassen, konnte jedoch dieses Traktandum in der letzten Sitzung zum erfolgreichen Abschluß bringen. Zur Wahl vorgeschlagen wurde Herr lic. Christian Furrer aus Zürich.

B. Tätigkeitsbericht des Kantonsarchäologen

Der Personalbestand der Archäologischen Bodenforschung ist im Berichtsjahr gleich geblieben, da der Assistent erst auf Frühjahr 1972 sein Amt antreten kann. Nach wie vor durfte der Kantonsarchäologe auch auf die getreue Mitarbeit von Frau E. Modespacher und Herrn W. Mamber zählen, der sich weiterhin ordnend des Fundmaterials der «Gasfabrik» annahm, – einer dringend notwendigen Arbeit, die – wie erinnerlich – dank der finanziellen Unterstützung der Firma Sandoz möglich wurde.

Ganz überraschend mußten im August die Grabungen in den Turnhallen Rittergasse 5 begonnen werden. Aus diesem Grund muß der Bericht über die römischerzeitlichen Funde an der Rittergasse 16 nochmals zurückgestellt werden. Dank der Mitarbeit der Studenten G. Böckner und Andres Furger-Gunti – letzterer entwarf auch den Bericht über die Ausgrabung – war es möglich, die knapp bemessenen Termine einzuhalten. Während der zweiten Etappe wirkte Herr R. Keller als Zeichner mit. Unser Dank gebührt aber auch den Baufirmen Franz Stocker und Reinhard Soder und ihren ebenso fleißigen wie frohgelaunten spanischen Arbeitern, denen etliches an Leistung abverlangt werden mußte; besonders, als wir

gegen Schluß der Grabung in einen tiefen Graben mit unvorhergesehenen Aushubtiefen von 5 m gerieten. Daß das ganze Unternehmen so reibungslos und unfallfrei durchgespielt werden konnte, ist das Verdienst des Personals des Baudepartements, vorab von Herrn R. Bauer und der Baupolizei, ebenso wie von Herrn P. Beurret, Ingenieur. Wie sehr sich diese Grabungen gelohnt haben, ist durch die Presseberichte bereits bekannt.

Ebenso erfreulich war die Zusammenarbeit mit Herrn Alex Furger und den Mitgliedern des Forstvereins samt zugewandten Orten bei den Untersuchungen von Grabhügeln im Maienbühl und im Britzigerwald. Nicht vergessen werden darf der Dank an Herrn A. Gasser, auf dessen unermüdliche Mithilfe beim Herauspräparieren wir einmal mehr zählen konnten. Die Untersuchungen des Grabhügels im Britzigerwald gestalteten sich besonders schwierig, da dieser nicht nur modern gestört, sondern auch antik geplündert war.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des Gräberfeldes Basel-Bernerring ist termingemäß abgeschlossen worden. Herr Dr. M. Martin untersuchte das archäologische Material, Herr Prof. Dr. R. Bay das anthropologische und Herr cand. phil. B. Kaufmann das osteologische. Zusammen mit der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft wird nach Mitteln und Wegen zur Publikation dieses für die Frühgeschichte der Regio so wichtigen Beitrages gesucht.

Mitunter hat die Archäologische Bodenforschung auch ihre komischen Seiten. An allerhand gewöhnt, brauchte aber auch der Kantonsarchäologe doch einige Minuten, bis er die Situation erfaßte, als ein frisch getrautes, junges Ehepaar aus dem Elsaß unbedingt ein astrologisches Horoskop seines künftigen Geschickes haben wollte «wenn's beliebt, s'darf eppis koschte». Versuchen Sie, den Leuten den Unterschied zwischen Astrologie und Archäologie zu erklären!

Frau Dr. H. Batschelet-Krebser danke ich für die sorgfältige Korrektur des Manuskriptes.

C. Fundberichte

Vorrömische Zeit

Dorfstraße 51–59 (Kleinbüningen, Schulhofareal): Die intensive Überwachung¹ des Aushubes erbrachte zwar keine Ergebnisse;

¹ BZ 70, 1970, 240.

die Mühe lohnte sich aber unerwartet anderweitig. Als die obersten Schichten abgeräumt waren und die Archäologische Bodenforschung das Feld räumte, wurde der Baggerführer auf mögliche paläolithische Knocheneinschlüsse in den Flußschottern aufmerksam gemacht. Eine große Chance gaben wir der Sache nicht, handelte es sich doch bei der eingesetzten Maschine um einen großen Schleppkübelbagger mit Seilauswurf, wie er besonders bei tiefen Kiesgruben zum Einsatz kommt. Um so größer war die Überraschung, als die Meldung eintraf, es sei in 5,5 m Tiefe ein menschlicher Schädel zum Vorschein gekommen. Herr N. Loll, der Baggerführer, zeigte sich der Situation vollauf gewachsen. Nach der Bergung der Schädelkalotte leerte er den Kübel in einiger Distanz von der Fundstelle sorgfältig wieder aus, verlegte seinen Arbeitsplatz und ließ das ausgekippte Material von Hand sorgfältig umschauflern. Dabei kam noch ein weiteres Stück von der Schädelseite mit dem Jochbogenansatz zum Vorschein. Zum Glück wurden die gefundenen Teile nicht gereinigt. Das anhaftende bräunlich-beige Sandmaterial ermöglichte es, die Fundschicht nachträglich mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ermitteln.

Herr W. Geiger, der diese Stelle eingehend untersuchte, legte darüber folgenden Bericht ab: «Deutlich war zu erkennen, daß an der Stelle, die mir der Baggerführer als Fundbereich des Schädels bezeichnete, das Kiesmaterial sich vom übrigen durch eine bräunlich-gelbliche Verfärbung abhob. Um über die Ausdehnung dieser Verfärbung Aufschluß zu erhalten, schälte ich zirka 10 cm ab. Es zeigte sich dabei, daß diese Stelle sehr viel sandiger war als die übrigen Ablagerungen. Auch kamen wiederholt ‚Holzkohlenreste‘ zutage. Stellenweise war der Sand bräunlich bis ins Rostbraune übergehend verfärbt. Dies konnte ich auf einer Fläche von 1 ½ bis 2 m² beobachten. Im Osten dieser untersuchten Fläche, die ich zuletzt bis auf den reinen Kies aushob, kamen dann noch Lehmfladen, die Schneckenhäuser einschlossen, ans Licht. Die Sohle dieses verfärbten Kieses lag bei 245,05 m über Meer. Von den ‚Holzkohlenresten‘ und den Lehmfladen nahm ich Proben zur Untersuchung mit.» Die Beschreibung deutet darauf hin, daß sich an dieser Stelle eine Sandbank oder ein seichter Lauf befunden hat, an die der Schädel angeschwemmt und später überlagert wurde.

Wegen der unerhörten Tiefe von gut 4,5 m im Flußschotter glaubten wir zunächst, dem Fund ein hohes Alter zumessen zu dürfen, mußten uns aber durch die Geologen belehren lassen, daß in den letzten 4000 bis 6000 Jahren der Rhein sein Bett verlagert, beziehungsweise sich erst in diesem Zeitraum die typische Basler Schlaufe herausgebildet hatte, und daß er zudem sein Niveau durch

Schotterablagerungen wesentlich an hob². Doch so oder so, der Fund bleibt der älteste Basler! Den Schädel bearbeitete Herr cand. phil. B. Kaufmann. Er liefert darüber folgenden Bericht:

*Schädelkalotte 1702, Basel-Kleinbünningen*³:

(Vorläufige Bearbeitung)

Die Schädelkalotte 1702⁴ wurde am 7. Juni 1971 der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Basel in vier Stücken übergeben. Diese wurden sorgfältig zusammengeleimt, doch konnte die ursprüngliche Schädelform nicht ganz erreicht werden, weil sich die Teilstücke teilweise stark verzogen hatten. Das linke Schläfenbein mußte zudem künstlich mit dem übrigen Schädel verbunden werden, da keine Knochenverbindung mehr bestand.

Die Verzerrungen (in der Längsachse bis 6 mm, in der Breite bis 10 mm), die wohl durch zu rasches Austrocknen des Schädels entstanden waren, wurden beim Ausmessen festgestellt und sind in den Maßangaben abgezogen. – Für die Zeichnungen wurde eine Orbitalhöhe von 34 mm angenommen.

Erhaltungszustand:

Die Kalotte ist in erstaunlich gutem Zustand erhalten; innere und äußere Kompakta sind tadellos intakt und von gelbbrauner Farbe. Leider fehlen der ganze Gesichtsschädel und der größte Teil der Schädelbasis; die Bruchstellen scheinen jedoch frisch zu sein. Das Stirnbein (os frontale) ist bis auf die fehlende Nasenwurzelregion und die beschädigte rechte Sutura sphenofrontalis komplett. Von den Scheitelbeinen (ossa parietalia) ist der mediane Anteil gut erhalten; beim linken Parietale fehlt ein großes, trapezförmiges Stück, beim rechten der ganze Anteil unterhalb der Linea temporalis inferior. Während das rechte Keilbein (os sphenoidale) ganz fehlt, ist das linke fast vollständig erhalten. Beide Schläfenbeine (ossa temporalia) sind sehr gut erhalten, lediglich die Proc. styloidei und die Margo occipitalis sind leicht beschädigt. Dagegen fehlen beim

² Hauber L., Das Alter der Rhein- und Wiesenschotter beim Eglisee in Basel, in: *Regio Basiliensis* 12, 1971, 316. – Barsch D., Hauber L., Schmid E., Birs und Rhein bis St. Jakob (Basel) im Spätpleistozän und Holozän, in: *Regio Basiliensis* 12, 1971, 286. – Moosbrugger-Leu R., Ur- und Frühgeschichte, in: Riehen, Geschichte eines Dorfes, Riehen 1972, Kartenbeilage 1.

³ Dem Kantonsarchäologen und meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. R. Bay, danke ich für die Übertragung der Bearbeitung. Ebenso hat er mir durch das Überlassen seiner Manuskripte und Zeichnungen über Birsmatten-Basisgrotte und Eguisheim II einen großen Dienst erwiesen.

⁴ Inventarnummer der anthropologischen Sammlung des Naturhistorischen Museums Basel.

Hinterhauptsbein (os occipitale) die ganze Basalfläche samt Hinterhauptsloch und die Nackenfläche unterhalb der Linea nuchae inferior.

Alter, Geschlecht und Körpergröße:

Das Alter der Kalotte ist matur; die Bestimmung konnte allerdings nur anhand der Verwachsung der Schädelnähte vorgenommen werden. Die Geschlechtsbestimmung ist äußerst schwierig, da sich männliche und weibliche Merkmale die Waage halten. Anhand des schwachen Knochenbaus neige ich aber eher zur Ansicht, daß es sich um einen weiblichen Schädel handelt. Die Körpergröße konnte nicht bestimmt werden.

Beschreibung:

Auch nach Abzug der Verzerrungen sind die beiden Kalottenhälften noch deutlich ungleich, was sich besonders in der Ausbildung der Tubera parietalia und der Mastoidfortsätze bemerkbar macht. Die Hirnschädelknochen sind außerordentlich dünn; in der Bregmagegend erreichen sie eine Dicke von knapp 2,5 mm. – In der Lateralansicht (norma lateralis, Abb. 1 a) liegt der höchste Punkt des Schädels (Vertex) deutlich vor dem Porion. Die Glabella ist nicht stark betont. Die Stirne ist steilgewölbt; Scheitel- und Hinterhauptsparte gleichmäßig gerundet. Das Hinterhaupt ist deutlich chignonartig abgesetzt, die anschließende Nuchalfläche fehlt fast vollständig. Die Mastoidfortsätze sind kräftig, breit und lang. In der Scheitelansicht (norma verticalis, Abb. 1 b) erscheint die Kalotte in ovoid-rundlicher Form mit kaum eingezogener Schläfe. Der Jochbogen ist nicht oder nur schwach sichtbar; die größte Hirnschädelbreite ist wegen des ungleichen Schädelbaus schwer festzustellen. – In der Hinterhauptansicht (norma occipitalis, Abb. 1 c) zeigt die Kalotte hausförmige Umrisse: Die Scheitelparte beginnt flach, um dann steil abfallend in die Seitenwände überzugehen. Die Mastoidfortsätze sind kräftig, weit auseinander und nach außen stehend.

Die Schädelkapazität, nach der Methode von Lee-Pearson berechnet, beträgt 1475 ccm und ist somit groß oder aristencephal. Der Horizontalumfang ist mit 517 mm klein bis mittelgroß. Bei der kleinen bis mittellangen Hirnschädellänge von 181 mm und der mittelbreiten Hirnschädelbreite von 146 mm ergibt sich ein Längen-Breiten-Index von 80,7. Der Schädel liegt also im Grenzbereich von meso- und brachycran. – Die Kalottenhöhe liegt bei 98 mm.

Datierung:

Da die anthropologischen Untersuchungen allein keine Datierung erlauben, wurde die Geologie zu Hilfe genommen. Einen großen Dienst leistete dabei die Untersuchung von Dr. L. Hauber

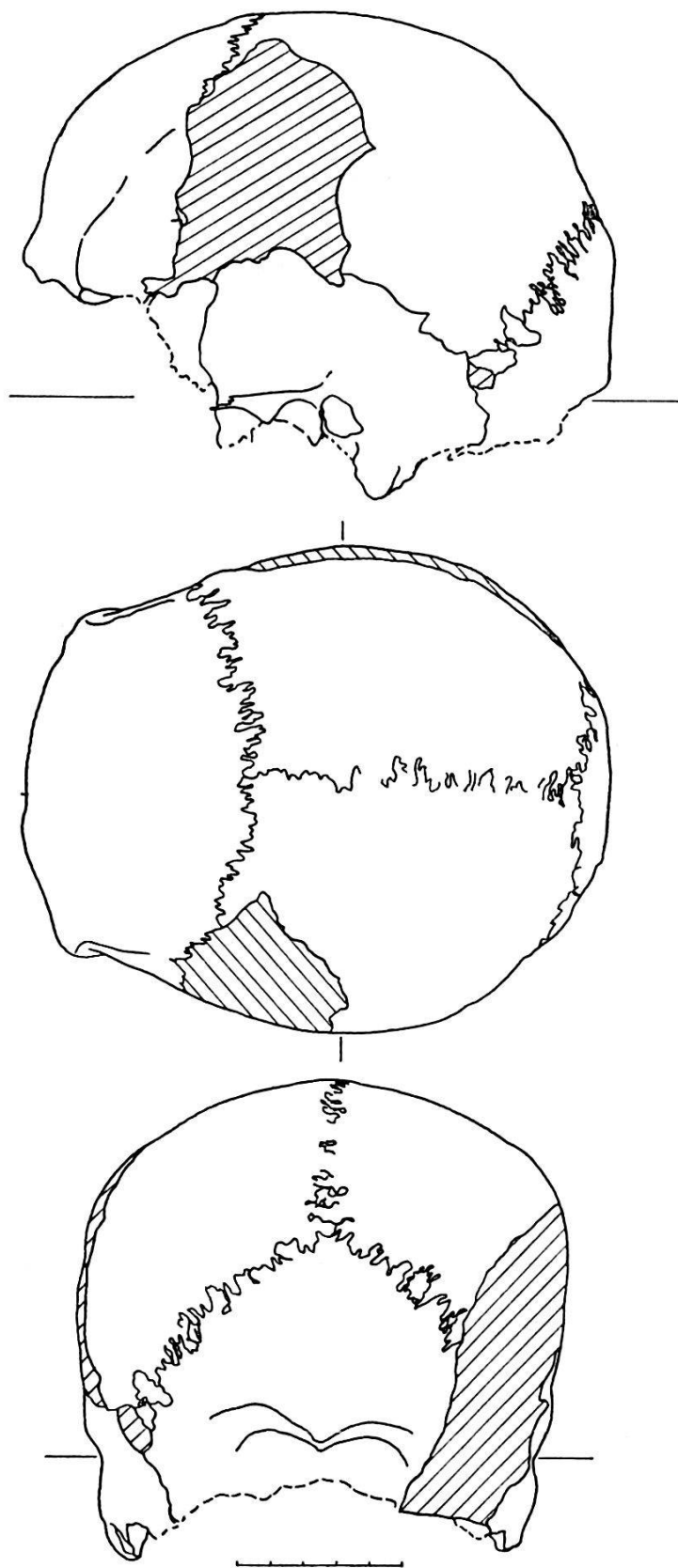


Abb. 1. Dorfstraße 51-59 (Kleinbünigen): Stereographische Zeichnung der Schädelkalotte 1702 (NHM). - Oben = Lateralnorm; Mitte = Vertikalnorm; Unten = Occipitalnorm. - Maßstab 1:3.

über «Das Alter der Rhein- und Wiesenschotter beim Eglisee in Basel»², wo drei Holzproben mittels der C-14 Methode auf ihr Alter untersucht wurden. Sofern wir die dort gewonnenen Resultate verwenden dürfen, kommen wir für die Schädelkalotte auf ein Ablagerungsdatum von 4 000 bis 3 500 Jahren vor Christus. Der «Älteste Basler» wäre somit ein Spätmesolithiker⁵.

Zusammenfassung:

Die Kalotte 1702 ist schwach brachycran bei mittellangem und mittelbreitem Hirnschädel und mittelbreiter Stirn. Der Kalottenhöhenindex beträgt 54,5; die Kalotte ist somit orthocalott.

Bei einem vorläufigen Vergleich mit den mesolithischen Funden unserer Gegend (Eguisheim I und II im Elsaß, Birsmatten-Basisgrotte im unteren Birstal) zeigte sich, daß die Kalotte, trotz einiger Vorbehalte, durchaus in den Rahmen der mesolithischen Funde paßt. Allerdings gehört sie eher zum Typ Eguisheim II als zum Schädel von Birsmatten. Eine Einordnung in einen der 5 Cro-Magnon-Typen von H. Vallois ist vorläufig noch nicht möglich⁶.

Soweit B. Kaufmann. Wir danken ihm für seinen Bericht und erwarten mit Spannung seine ausführlicheren Untersuchungsergebnisse.

Hirschgäßlein 11: In einer Tiefe von 11 m ein vereinzelter Knochen eines Bison. Bestimmung Frau Prof. E. Schmid.

⁵ Zur Vorsicht mahnt allerdings ein weiterer Fund aus Basel (Schädel 1576 aus einer Baugrube an der Barfüßergasse), der 1957 in der respektablen Tiefe von 4 m gefunden wurde, der aber anhand von Beifunden (Pilgermuscheln) als mittelalterliche Bestattung ausgewiesen ist. Doch dürfte sich bei einer ausführlicheren Bearbeitung empfehlen, diesen älteren Fund nochmals eingehend zu untersuchen.

⁶ Verwendete Literatur:

Bay R., Das menschliche Skelett, in: Bandi H. G., Birsmatten-Basisgrotte: Eine mittelsteinzeitliche Fundstelle im untern Birstal, in: Acta Bernensia, 1, 1964, 101.

Bay R., Der Schädel von Eguisheim, Haut-Rhin, Elsaß, in: Basler Beiträge zur Geographie und Ethnologie 2, 1965, 53.

Bay R., Les Cro-Magnons et leurs descendants du Haut-Rhin et du Danube, in: Camps G. und Olivier G., L'homme de Cro-Magnon, Anthropologie et Archéologie, Paris 1968, 73.

Heberer G. und Bicker F. K., Der mesolithische Fund von Bottendorf a. d. Unstrut, in: Anthropologischer Anzeiger 17, 1941, 266.

Perret G., Cro-Magnon-Typen vom Neolithikum bis heute: Ein Beitrag zur Rassengeschichte Niederhessens, in: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 37, 1938, 1.

Scheidt W., Der nacheiszeitliche Schädel vom Kaufertsberg bei Nördlingen und die rassenkundliche Stellung der Ofnetbevölkerung, in: Anthropologischer Anzeiger 1, 1924, 30.

Schwalbe G., Der Schädel von Eguisheim, in: Beiträge zur Anthropologie Elsaß-Lothringens, Straßburg 1902.

Rittergasse 5: Mit diesen Funden ist unter eine lange Diskussion über das Alter des Halsgrabens bei der Bäumleingasse ein Schlußstrich gezogen. Die Freilegung der Reste eines Murus Gallicus unter der Turnhalle an der Rittergasse lieferte den Hinweis, daß die Anfänge des Grabens in spätkeltische Zeit zurückreichen, womit eigentlich schon angedeutet ist, daß durchaus mit jüngeren Erweiterungen und Vertiefungen zu rechnen ist. Die Basler haben also vor Jahren die 2000-Jahr-Feier ihrer Stadt zu Recht gefeiert. Da auf Seite 392 eingehend über die Ausgrabungsergebnisse berichtet wird, kann sich der Kantonsarchäologe hier auf zwei Randprobleme konzentrieren.

Das erste ist ein Ausblick auf die Stadtgeschichte, so wie sich die Situation heute, d.h. nach der Auffindung dieser spätkeltischen Wallanlage, darstellt. Dabei sei die Frage, ob nun der Münsterhügel als eigentliches Oppidum bezeichnet werden darf oder eher als Fliehburg oder Herrensitz zu deuten sei, zurückgestellt. Eine fundierte Antwort wird erst nach eingehender Behandlung des gesamten Fundbestandes der näheren oder weiteren Umgebung möglich sein.

Für den Archäologen ist die neugewonnene Erkenntnis von Bedeutung, daß es sich bei den verschiedenen Abtragungen der Rittergasse – von ihrer einstigen Kuppe an dieser Stelle ist heute nichts mehr zu erkennen – nicht um den Abbau einer natürlichen Geländeerhebung gehandelt hat, sondern um das Abtragen einer prähistorischen Wallruine.

Dies muß unser Augenmerk auf den vorderen Teil der Rittergasse hinlenken, die trotz erheblicher Geländeabtragungen anlässlich des Abbruches der Stadtmauer (Tafel 1, oben) noch heute stark bombiert ist. Es stellt sich somit die Frage, ob es sich hier um eine natürliche Geländeerhebung oder um eine Hinterfüllung der romanischen Stadtmauer handelt? Letzteres erscheint weniger wahrscheinlich, da die andern Mauerabschnitte diese Eigenheit nicht kennen. Oder versteckt sich darin eine weitere prähistorische Wallruine, wie ich es bereits anlässlich eines Vortrages 1968⁷ vermutungsweise äußerte?

Zu dieser Vermutung bewogen mich damals die sich auf dem Sporn bei St. Martin häufenden urnenfelderzeitlichen Keramikfunde und direkten Siedlungsspuren⁸. Sie legen einen Vergleich mit der früheisenzeitlichen Anlage auf dem Wittnauerhorn nahe

⁷ GGG gehalten am 11. Januar 1968 im Hörsaal des Kunstmuseums: Basel bis zum großen Erdbeben 1356.

⁸ BZ 63, 1963, XX; BZ 67, 1967, XVI. – St. Albantal, BZ 67, 1967, XV.

(Tafel 1, unten)⁹. Es ist dieselbe auffällige Spornlage. Darüber hinaus halten sich beide Anlagen durchaus in vergleichbaren Größen. Die Anlage auf dem Münsterhügel wäre zwar um die Hälfte größer, doch erscheint ein Verhältnis von 3 : 2 der geographischen Bedeutung dieses Platzes durchaus angemessen.

Das Ganze ist ein Beispiel dafür, daß jede Lösung, jede Antwort neue Probleme, neue Fragen aufwirft. Auf jeden Fall gilt dem vorderen Abschnitt der Rittergasse unsere erhöhte Aufmerksamkeit.

Das zweite Problem ist technisch fachlicher Art. Zwar ließ die Versturzlage der Steine schon bald erahnen, daß dank eines schier unwahrscheinlichen Glücksfalles auch Teile der Tordurchfahrt des Murus erhalten sein dürften. Der Eckstein lag dann auch wirklich keine zwei Fuß breit vom Turnhallenfundament entfernt. Allein die Begrenztheit des Raumes und die Tatsache, daß durch die jüngere Überbauung nur noch wenig von der Stein-Erde-Holz-Konstruktion übrig geblieben war, erlaubte es nicht, die wenigen Reste der Anlage in der üblichen Weise mit Schnitten anzugehen.

Wir entschlossen uns zu einem Vorgehen, das ich als Schachbrett-Würfel-Methode bezeichnen möchte. Sie findet sich auf Abbildung 2 veranschaulicht: Nachdem der noch anstehende Rest von allen Störungen der jüngeren Überbauung befreit worden war, stand noch ein länglicher Block an, der bereits einen ersten Einblick auf das Innere der Wallkonstruktion sowohl in ihrer Längsrichtung als auch in die Tiefe gewährte.

In einem *ersten Arbeitsgang* wurde sodann schichtweise eine Fläche von 2 × 2 Metern abgebaut und die neugewonnenen Schnittflächen in Profilzeichnungen festgehalten.

In einem *zweiten Arbeitsgang* wurde ein anschließender Kubus von gleicher Grundfläche wiederum schichtweise abgetragen. Dabei wurde es schon möglich, mit Nägeln die einzelnen Schichthorizonte sowohl im Längsverlauf wie in der Querrichtung abzustechen. Mit dem Abbau dieses zweiten Würfels ist bereits jener Stand erreicht, der eine reibungslose Organisation ermöglicht. Während der Zeichner das zweite Längsprofil beginnt und das erste Querprofil verlängernd ergänzt, kann der Archäologe mit den Arbeitern bereits den dritten Würfel abbauen, so daß sich Abbau und Dokumentation nicht mehr in die Quere kommen. Wie das letzte Schema auf Abbildung 2 zeigt, können bei dieser Art des Anschneidens neuralgische Punkte, wie z. B. die Überkreuzungsstellen der Balken, sowohl vertikal wie horizontal angegangen

⁹ Bersu G., Das Wittnauer Horn, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 6, 1945.

werden, so daß jederzeit auf jeder Ebene die Erstellung eines Planums möglich wird.

Mit diesem Vorgehen gewinnt der Archäologe einen räumlichen Einblick in das Wallinnere, wie es ein Schnitt auch bei sorgfältigster schichtweiser Freilegung nie zu gewähren vermag, weil er nur in eine Richtung zieht. Mit der Schachbrett-Würfel-Methode wird es möglich, nicht nur die Konstruktion zu erfassen, sondern darüber hinaus den eigentlichen Bauvorgang abzulesen, z. B. von welcher Seite her die einzelnen Aufschüttungen, seien das nun die Bahnen zwischen den Balkenlagern oder jene der Zwischenschichten, erfolgten.

Die dichte Abfolge von Längs- und Querprofilen im Abstand von zwei Metern erlaubt es jederzeit und in jeder beliebigen Anordnung, maßgetreue perspektivische Zeichnungen anzufertigen, die wegen ihrer räumlichen Anschaulichkeit sehr viel instruktiver sind als die flächigen Profil- und Planaufnahmen.

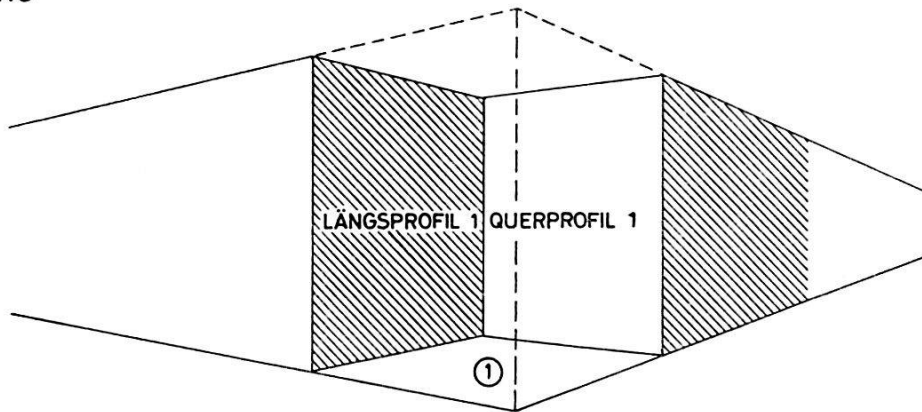
Damit möchte ich wieder die vermehrte Pflege der etwas vernachlässigten, perspektivischen Handskizze empfehlen. Gerade an neuralgischen Punkten – es sei auf die Zugänge zur Krypta in der St. Leonhardskirche verwiesen¹⁰, wo älteres und jüngerer Mauerwerk eng verschachtelt sind – erweisen sich die Schnitte, Ansichten und Grundrißaufnahmen in höchstem Maße als unzulänglich, da das Problem räumlicher und nicht flächiger Natur ist. Damit ist in keiner Weise gesagt oder gemeint, die steingerechten Aufnahmen seien nicht nötig. Mangels ihrer Räumlichkeit kommt ihnen aber nur Aussagekraft zweiten Grades zu.

Rieben-Britzigerwald: Eine Störgrabung – im Zentrum des Hügels wurde das Fundament für eine Versuchsantenne eingelassen – machte es notwendig, den benachbarten Grabhügel zu jenem von 1969¹¹ zu untersuchen. Obschon er alt geplündert war, brachte er doch einen interessanten Befund. Darüber berichtet im Abschnitt Plangrabungen auf Seite 371 Herr Alex Furger, der auf der Grabung das Tagebuch führte und sich im besonderen der anthropologischen Funde annahm, nicht zu verwechseln mit Herrn stud. Andres Furger-Gunti, ebenfalls Student der Ur- und Frühgeschichte; von letzterem stammt der Entwurf zum Bericht über den Murus Gallicus. Auch bei dieser Grabung im Britzigerwald durften wir auf die Mithilfe des Forstvereins zählen, wofür wir bestens danken.

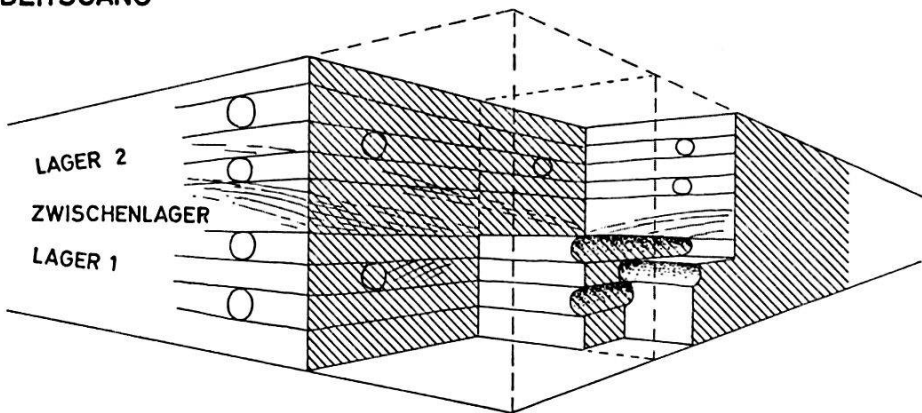
¹⁰ BZ 68, 1968, Abb. 10, 11, 14.

¹¹ BZ 70, 1970, 250. Bericht Chr. Freuler.

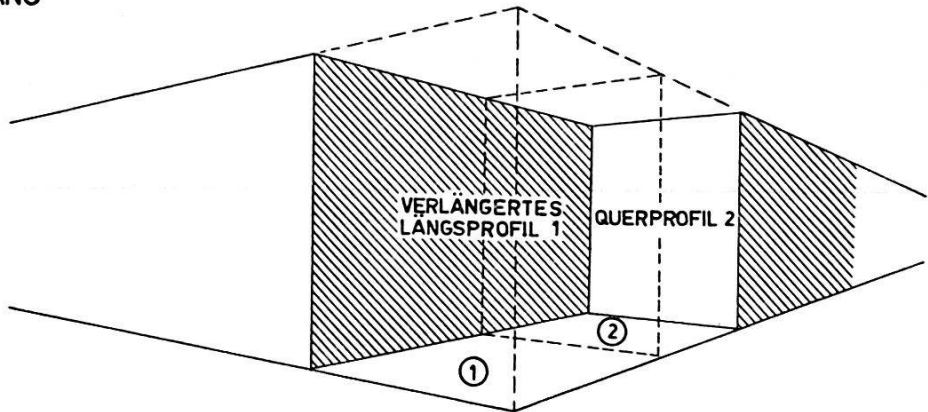
1. ARBEITSGANG



ZWISCHENARBEITSGANG



2. ARBEITSGANG



3. ARBEITSGANG

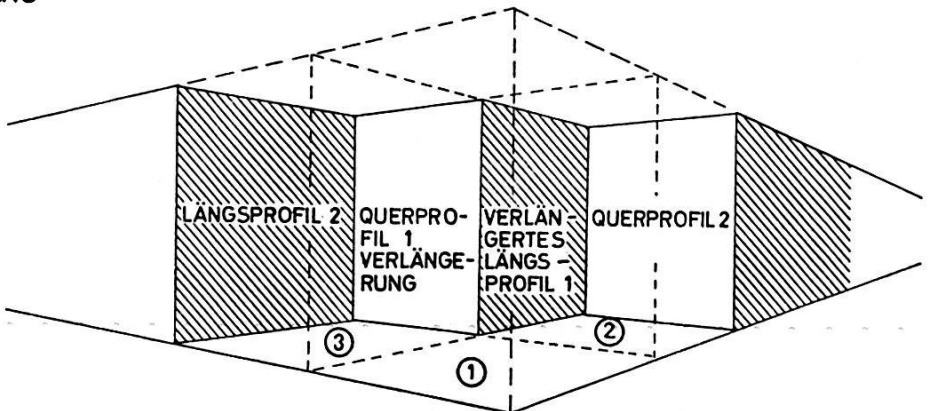


Abb. 2. Ausgrabungsmethode: Ablauf der einzelnen Arbeitsgänge der Schachbrett-Würfel-Methode.

Riehen-Maienbühl: Die intensive Begehung der näheren und weiteren Umgebung des römerzeitlichen Ökonomiegebäudes¹² läßt vermuten, daß auch die Kuppe des Maienbühls von einer Grabhügelnekropole überdeckt ist. Etliche der Steinhaufen weisen im Zentrum den für alte Raubgrabungen typischen Trichter auf. Wahrscheinlich dürfte darin der Ursprung der Sagen zu suchen sein, daß auf dem Maienbühl ein Schatz vergraben sei¹³.

Dank der Mitarbeit des Forstvereins wurde es möglich, einen der Hügel zu untersuchen. Im Gegensatz zu den freigelegten Hügeln im Britzigerwald fiel schon beim Abdecken des Steinmantels die Größe der Steine auf (Tafel 2, oben). Im Kern des Hügels stießen wir auf Platten, die in ihrer Monumentalität einen geradezu dolmenartigen Eindruck machten¹⁴. Alle großen Platten lagen hangabwärts in Versturzlage, drei der mächtigsten in einer Flucht, als hätten sie die Längswand einer Kammer gebildet (Tafel 2, unten). Sie standen unmittelbar auf dem gewachsenen Fels, der hier in leicht geneigten Lagen ansteht. Spuren von Bestattungen oder irgendwelche Kleinfunde kamen keine zutage. Dieses negative Grabungsergebnis kann jedoch nicht entmutigen, allein schon deshalb nicht, weil innerhalb von Nekropolen immer wieder leere Hügel anzutreffen sind und zudem die umliegenden materialmäßig eher wieder jenen vom Britzigerwald gleichen.

Ein weiteres Problem bilden die kreisförmigen flachen Mulden, die sich hauptsächlich nördlich vom Ökonomiegebäude finden, wo lößartiger Boden ansteht. Da die Hügelkuppe früher von Eichen bestanden war, wurde schon die Vermutung geäußert, es könne sich um Ausstocklöcher handeln, entstanden zu Zeiten, da man nicht über die entsprechenden großen Waldsägen verfügte und deshalb die Bäume samt den Wurzeln ausstockte, eine Ansicht, die von den Forstleuten jedoch angezweifelt wird. Als weitere Deutungsmöglichkeit wäre in Betracht zu ziehen, daß es sich um die letzten Spuren von Grabhügeln handelt, deren Steinmantel beim Bau des römischen Ökonomiegebäudes abgetragen worden ist.

Auf dieser sagemumwobenen Hügelkuppe wird es noch manches Rätsel zu lösen geben. Eine saubere Kartierung der einzelnen Geländemerkmale dürfte wohl erste Voraussetzung zur Aufhellung der verschiedenen Probleme sein.

¹² BZ 66, 1966, XXVII; BZ 67, 1967, XXXIV; BZ 70, 1970, 284.

¹³ Iselin D. L. E., Geschichte des Dorfes Riehen, Basel 1923, 49.

¹⁴ Ein solches Steinkistengrab ist in Aesch gefunden worden. Sarasin F., Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel, in: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel 21, 1910, 266.

Römische Zeit

Cratanderstraße: Bei der Cratanderstraße handelt es sich um eine kleine Sackgasse, die nahe der Kreuzung Henric-Petri-Straße in die Sternengasse einmündet. Die dort gefundenen Gräber gehören zum altbekannten spätrömischen Gräberfeld *Basel-Aeschenvorstadt* und dürften seinen südlichen Abschluß bilden.

Leider fiel eines der interessantesten Gräber dieses Bestattungsortes der Unachtsamkeit des bauleitenden Architekten zum Opfer. Der Kantonsarchäologe hatte den Betreffenden vorgängig an Ort und Stelle über die Situation orientiert und mit ihm vereinbart, daß der Beginn des Aushubes der Archäologischen Bodenforschung anzuzeigen sei, damit diese Arbeiten durch ihre Organe überwacht werden können. Leider wurde diese Vereinbarung nicht eingehalten. Der Architekt erstattete erst Bericht, als das Grab, bzw. sein Inventar, bereits im wahrsten Sinne des Wortes im Eimer lag.

Beim Ausschachten einer Spundwandgrube schnitten die Arbeiter das Grab zu Häupten an, was ihre Neugierde weckte. Sie fingen an, der Sache nachzugraben. Als erstes kam der Schädel zum Vorschein, den sie mit einem Hammer zertrümmerten, offensichtlich, um sich selber für das Weitergraben Mut zu machen. Solche Verhaltensweisen lassen sich bei südländischen Gastarbeitern immer wieder beobachten. Derselbe Arbeiter würde hinwiederum niemals einen menschlichen Knochen mit bloßer Hand anfassen. Das Zertrümmern des Schädels ist lediglich Absicherung, daß der Tote nun wirklich ganz tot sei. Doch dies nur nebenbei.

Danach scharrten die Arbeiter – jegliche bauliche Sicherheitsvorschrift mißachtend – in Form einer großen Höhlung den übrigen Teil des Grabes aus der anstehenden Grubenwand. Auf Anweisung des Vorarbeiters wurden die Grabbeigaben wenigstens in einem Pflasterkübel gesammelt. Erst jetzt entsann sich der Architekt der vereinbarten Abmachung. Eine erste Auslegeordnung der vorhandenen Funde ließ erkennen, daß etliche Teile und Fragmente der kerbschnittverzierten, spätrömischen Gürtelgarnitur fehlten, d. h. offensichtlich bei der Wühlerei übersehen worden waren. Das Umschaukeln des Aushubes, der zum Glück noch dalag, und das Nachgraben erbrachten noch wesentliche Ergänzungen, jedoch nicht mehr den ganzen Bestand. Mit einiger Zuverlässigkeit konnte anhand der noch in situ vorhandenen Schienbeine Richtung und Tiefe des Grabes festgestellt werden.

Bevor wir uns mit dem Fundgegenstand und seiner Rekonstruktion befassen, empfiehlt sich, die Situation des Grabes kurz zu skizzieren:



Abb. 3. Cratanderstraße: Übersicht zur Lage von Grab 1971.A und 379. Die schraffierte Fläche gibt die bisher festgestellte Ausdehnung des Gräberfeldes Basel-Aeschenvorstadt.

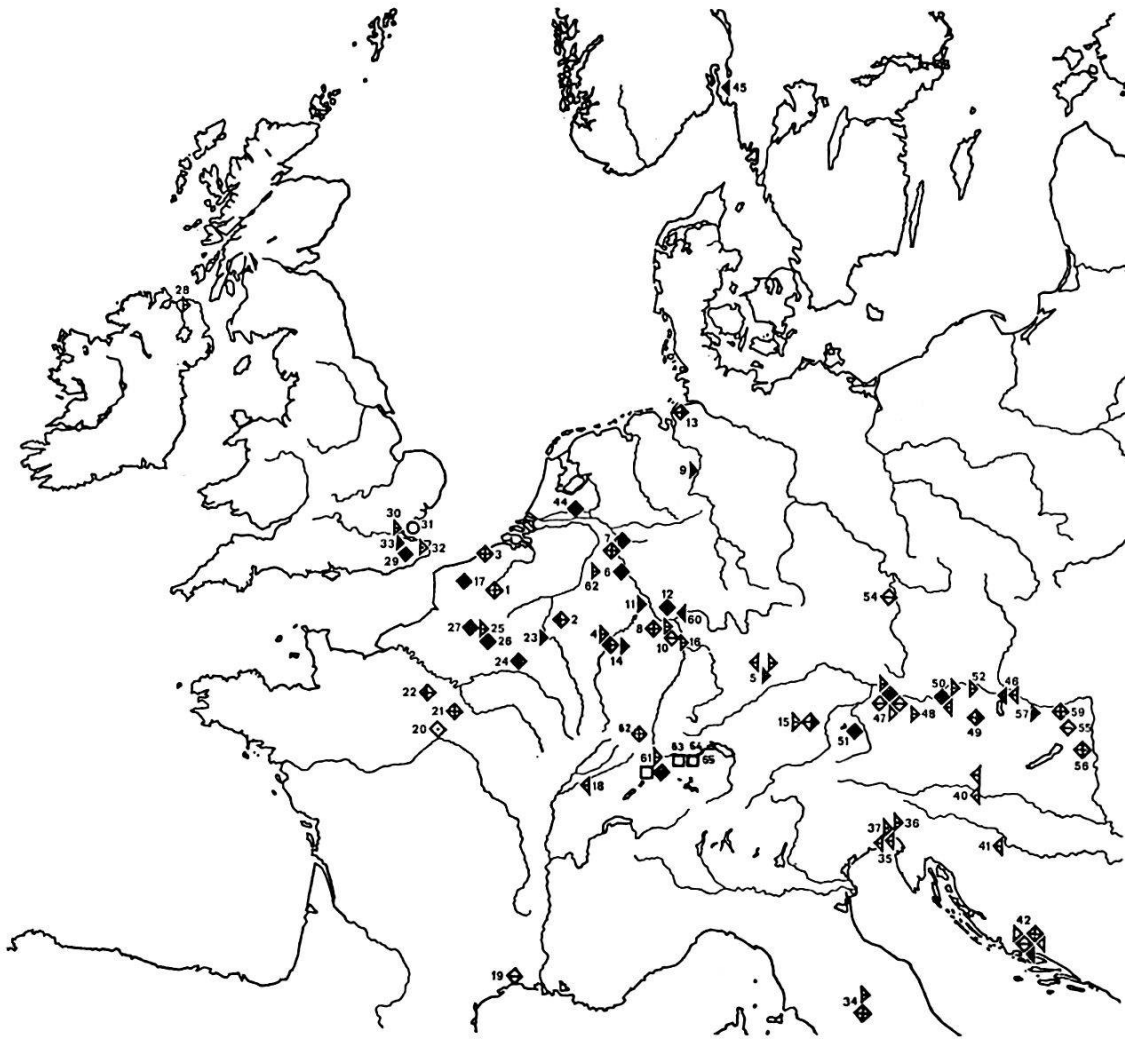
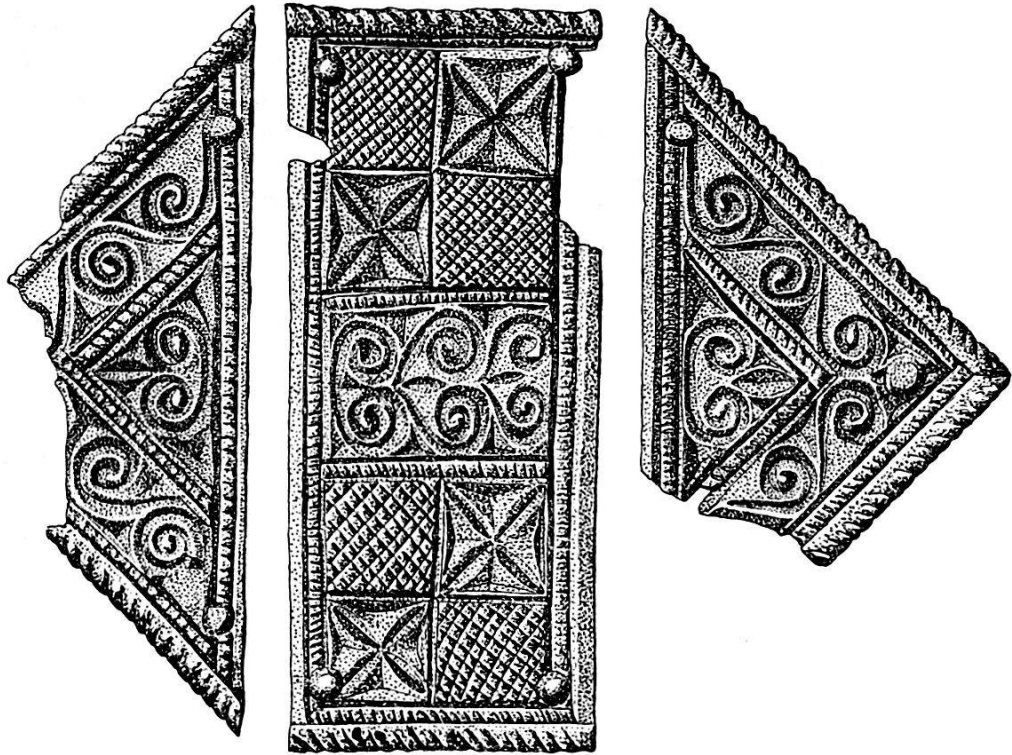


Abb. 4. Verbreitungskarte der spätrömischen Garnituren Typus A nach Ypey¹⁶: 61 = Basel-Petersberg (Abb. 7), ergänzt mit Neufund Basel-Aeschenvorstadt 1971. A (Abb. 5); 62 = Illzach.

Zur Abrundung des Bildes sind auch die B-Garnituren des Raumes Basel eingetragen (□): 61 = Basel-Aeschenvorstadt 379 (Abb. 6); 63 = Kaiseraugst 405 (Abb. 8). Nicht eingetragen ist der vereinzelte Riemenverstärker Basel-Petersberg (Abb. 7. c); 64 = Mumpf; 65 = Rheinau, ohne Signatur, da einem weiteren Typus angehörig (Anm. 16).

Wer mit den Örtlichkeiten des Gräberfeldes Basel-Aeschenvorstadt¹⁵ vertraut ist, dem wird die extreme Randlage dieses Grabes sofort auffallen (Abb. 3). Es liegt isoliert vom übrigen Gräberfeld an der Südostecke in einer Distanz von zirka 15 bis 20 m zu den nächsten Gräbern, die bei derselben Überbauung zum Vorschein kamen und durchwegs bis auf wenige Reste durch ältere Überbauungen zerstört worden waren. Einzig in der betonten Ausrichtung

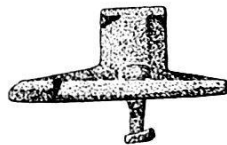
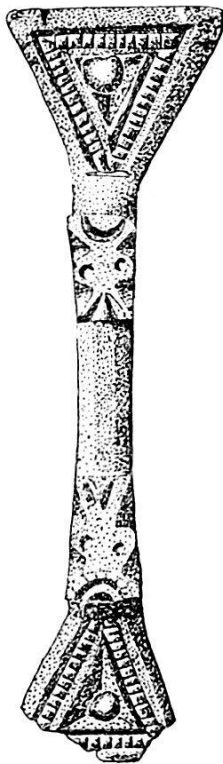
¹⁵ Laur-Belart R., Spätrömische und frühmittelalterliche Gräber in der Aeschenvorstadt, Basel, Urschweiz 21, 1957, 1.



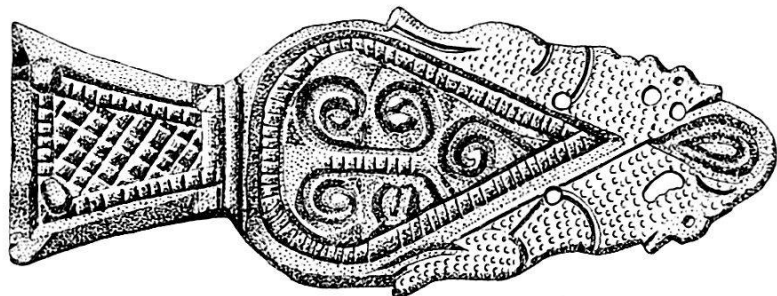
a

b

c



f



g



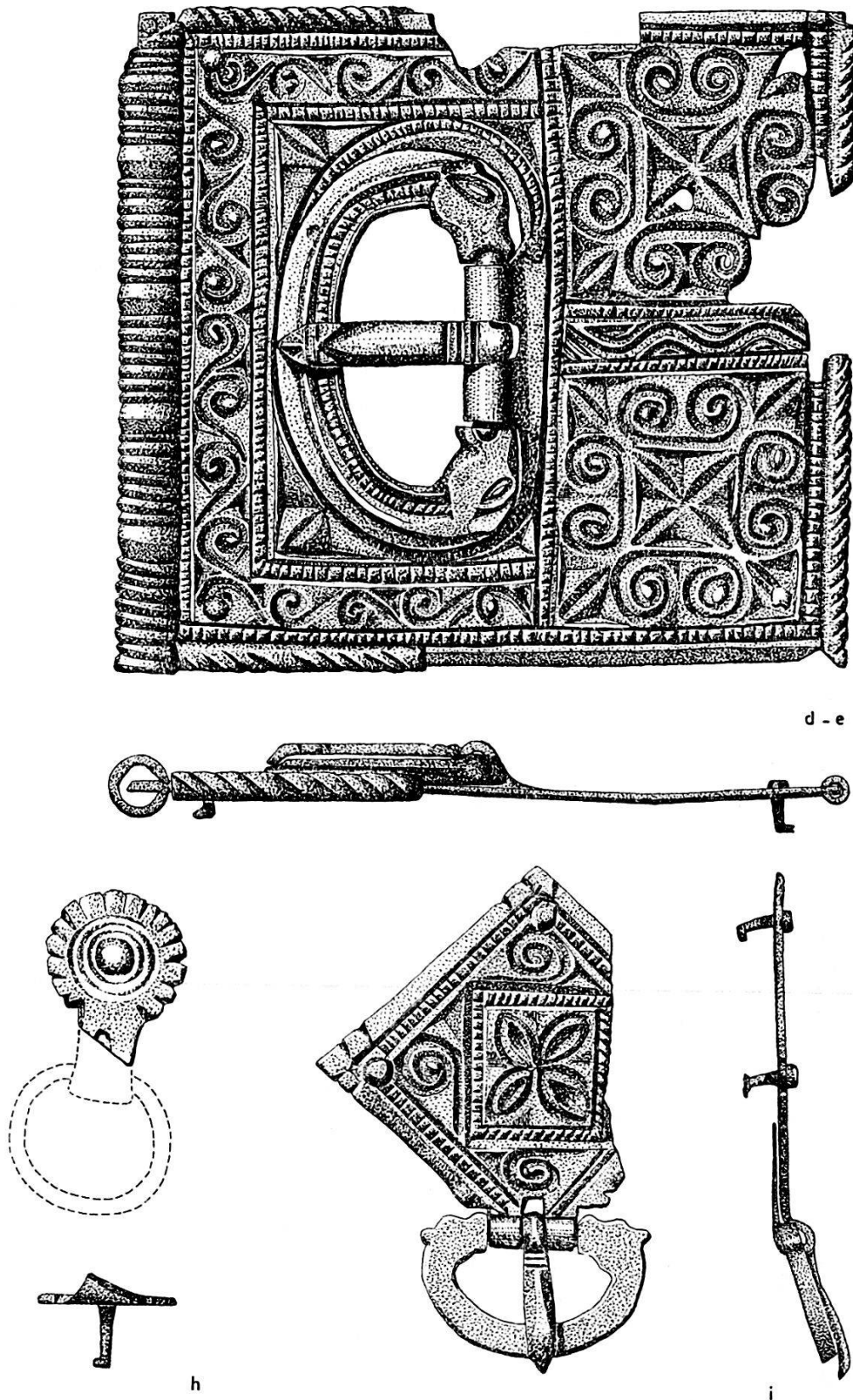
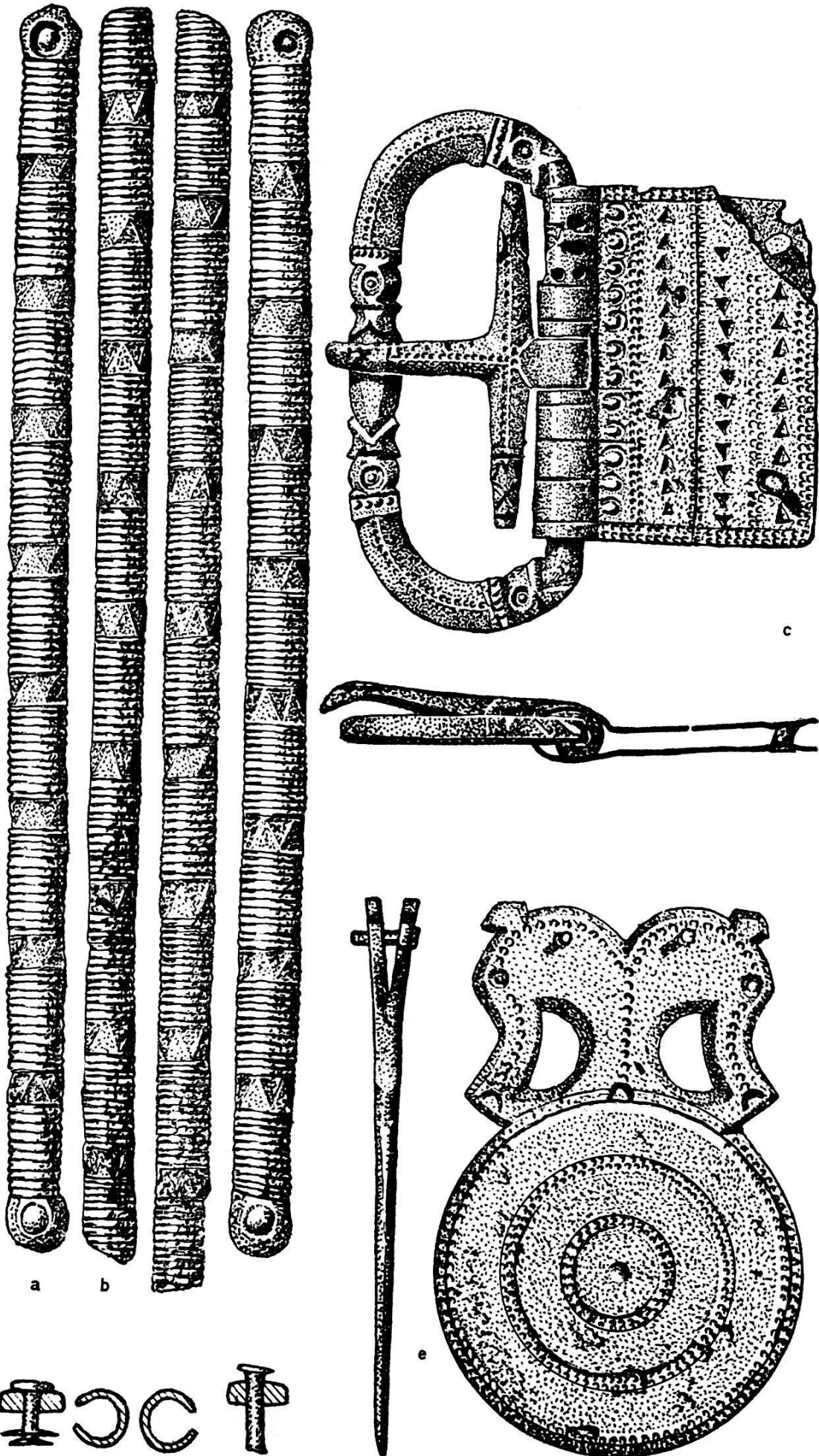


Abb. 5. Spätromische Kerbschnittgürtelgarnitur Basel-Aeschenvorstadt 1971. A:
 a, c = dreieckige Riemenbeschläge; b = rechteckiges Riemenbeschlag; d-e = Beschlag-
 schnalle mit Beschlag verwachsen; f = Riemenschieber; g = Riemenzunge; h = Öse, i =
 Bandelierschnalle mit Beschlag. Gezeichnet von W. Geiger. - Maßstab 1:1



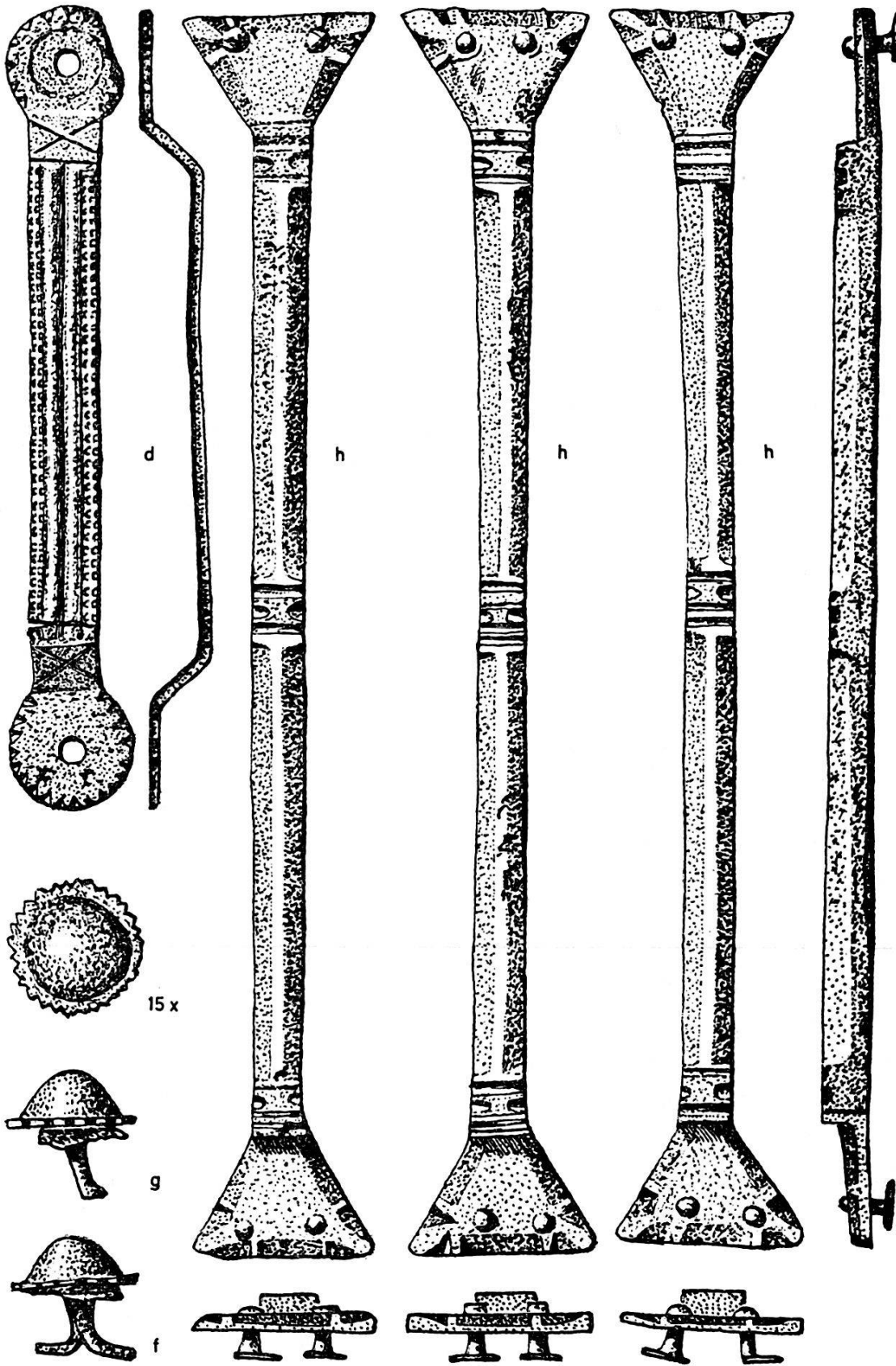


Abb. 6. Spätromische Gürtelgarnitur Basel-Aeschenvorstadt 379: a = Riemenabschlußverstärker; b = röhrenartige Riemenabschlußzwingen; c = Schnalle mit Laschenbeschläg; d = Riemenschieber; e = Riemenzunge; f = Niet mit gespreizter Bride (2 ×); g = Niet mit Dorn. Bei den übrigen 14 Nieten ist nur der Kopf vorhanden, der stets mit einer grauen Paste ausgekittet ist; h = Riemenverstärker. Gezeichnet von W Geiger. – Maßstab 1:1.

nach Osten gleicht sich dieses isolierte Grab der Mehrheit der andern Gräber an. Spuren eines Ringgrabens oder einer speziellen Grabkonstruktion konnten keine festgestellt werden. Wie die Streuungskarte (Abb. 4)¹⁶ zeigt, handelt es sich bei dieser Kerbschnittschnallengarnitur um den Ableger einer Schnallengruppe, deren Hauptverbreitungsgebiet am Niederrhein und in Nordfrankreich liegt und die sich von dort aus in den obern Donauroaum bis Pannonien erstreckt, mit einzelnen Ablegern bis an die Adria.

Es kann nun der Umstand nicht mehr übersehen werden, daß sich mit diesem Neufund am Basler Rheinknie ein Schwerpunkt abzuzeichnen beginnt; handelt es sich doch dabei bereits um die dritte Garnitur. Zwar gehört die breite Prunkgürtelgarnitur mit Riemenverstärkern von Basel-Aeschenvorstadt 379¹⁷ einem etwas andern Typ an, doch ist sie derselben Fundgattung zuzurechnen. Sie darf füglich als eine Vorläuferin des Typus B von Yvey betrachtet werden¹⁸, bei der die röhrenförmigen Tüllen des Riemenabschlusses noch von einem Verstärkerstäbchen begleitet werden, die mit diesen noch nicht zu einer funktionellen Einheit verbunden sind. Typus B beschränkt sich sonst auf das Gebiet des Niederrheins und Nordfrankreichs und wird von Ypey¹⁹ gegenüber Typus A, dem die Kerbschnittgarnitur 1971 angehört, vermutungsweise als etwas älter taxiert. Ebenfalls dem Typus A zuzurechnen

¹⁶ Ypey J., Zur Tragweise frühfränkischer Gürtelgarnituren auf Grund niederländischer Befunde, Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 19, 1969, 89. Abbildung 20 mit Ergänzungen unsererseits:

61 gefülltes Viereck = Basel-Aeschenvorstadt Neufund; leeres Quadrat = Basel-Aeschenvorstadt 379, Vorform Ypey Typ B.

62 = Illzach (Stahl-Weber M. und Schweitzer R., 10 ans de Recherches Archéologiques Région de Mulhouse, Mulhouse 1972, 87 und Abb. 26, 27).

63 = Kaiseraugst 405 (Viollier D., Le cimetière barbare de Kaiseraugst, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde NF. 12, 1910, 39. – Am ehesten vergleichbar dem Gürtel Trier-St. Maximinstrasse. Vergleiche Bullinger H. (Anm. 24) 1969, Abb. 37.1 und Tafel 57.)

64 = Mumpf, Grabfund westlich der Warte (Stehlin K., bearbeitet durch Gonzenbach V. v., Die spätrömischen Wachttürme am Rhein von Basel bis zum Bodensee, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 10, 1957, 74 und Taf. 3.2). Den Hinweis verdanke ich M. Martin.

65 = Rheinau, aus der Warte (German O. und Isler H., Der römische Grenzwachturm von Rheinau, Ur-Schweiz 18, 1954, 4 und Titelbild).

Allgemein zu diesem Thema ist auch die Besprechung von W. Drack in JBSGU 56, 1971, 275 zu beachten.

¹⁷ Laur-Belart R., Ein frühchristliches Grab aus Basel, Ur-Schweiz 23, 1959, 57.

¹⁸ Ypey J. (Anm. 16) 1969, 93 und Verbreitungskarte Abb. 21.

¹⁹ Ypey J. (Anm. 16) 1969, 116, während Scheltema F. (Anm. 22) 1923 noch allgemein an germanische Legionäre dachte.

ist die dritte nur fragmentarisch erhaltene Garnitur von Basel-Petersberg²⁰, wobei es sich bemerkenswerterweise nicht um einen Grab-, sondern um einen Siedlungsfund handelt.

Die nächsten Beschlüge vom Typus A finden sich in Besançon und Illzach (Abb. 4:18, 62. Letzteres von uns ergänzend eingesetzt). Ob das Beschlag Kaiseraugst 405¹⁶ dem Ypey Typus B am Rande zugerechnet werden darf, möchte ich annehmen aber nicht endgültig entscheiden. Diese weitmaschige Streuung in der Oberrheinischen Tiefebene²¹ und in der Burgunder Pforte läßt den Schwerpunkt, der sich bei Basel nun abzuzeichnen beginnt, nur noch augenfälliger hervortreten.

Da das Kerngebiet beider Typen am Niederrhein und in Nordfrankreich liegt und sie zudem die gefährdete Nordgrenze des römischen Reiches säumen, sieht man sie gemeinhin als Tracht-

²⁰ Gansser-Burckhardt A., Die frühzeitliche Handwerkersiedlung am Petersberg in Basel, Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 2, 1940, 10 besonders Tafel 12. 4. – Fellmann R., Basel in römischer Zeit, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 10, 1955, Tafel 26. 4. – Berger L., Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel: Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels, Basel 1963, Tafel 19. 1.

Bei Basel-Petersberg scheint es sich um Teile zweier Garnituren zu handeln; denn der röhrenförmige Tüllenabschluß dürfte eher zu einer Garnitur Ypey Typus B gehören; als Teil der A-Garnitur sein.

²¹ Hoffmann D., Das spätrömische Bewegungsheer und die Notitia dignitatum, in: Epigraphische Studien 7, 1969, 346 schreibt über diesen Abschnitt: «Wohl aber kann kein Zweifel sein, daß die Grenzverteidigung der südlich des Mainzer Ducates gelegenen Rheinstrecke an sich, die in der Notitia dem Comes Argentoratensis zugewiesen wird, von Valentinian damals in genau derselben Weise neuorganisiert und entsprechend mit abgezweigten Detachementen beweglicher Truppenkörper und sonstigen frisch herangezogenen Formationen besetzt worden ist, obschon die Notitia hier statt der zu erwartenden Truppenliste bloß den lakonischen Vermerk Tractus Argentoratensis und die stilisierte Darstellung einer ummauerten Stadt zeigt. Diese ist jedoch lediglich ein interpolierter Ersatz für die verlorengegangene Liste. Denn es würde von einer unmöglichen Grenzverteidigungsorganisation zeugen, wenn man an der mittleren Rheinfront von Andernach bis Selz eine verhältnismäßig dichte Postenkette von elf und mehr Grenzgarnisonen unterhalten hätte, während auf der Strecke von Selz bis Basel oder gar bis Arbor Felix (Arbon) am Bodensee, wofür die Notitia keinerlei Limitantruppen verzeichnet, im Grenzschutz eine Lücke von 200 bzw. 400 Kilometern Länge geklafft hätte, die man nun, wie die neuere Forschung mehrheitlich glaubte, ausschließlich durch die Kräfte des Bewegungsheeres hätte überwachen lassen.» – Immerhin, die auffällige Fundlücke in diesem Abschnitt kann nicht übersehen werden. Ohne sich in die Frage verstricken zu wollen, wie die Fundlücke im einzelnen zu interpretieren sei, wird doch jetzt schon soviel offensichtlich, daß sie sich nicht schematisch interpolieren läßt, indem man Verhältnisse am Niederrhein einfach auf den Straßburger Abschnitt projiziert.

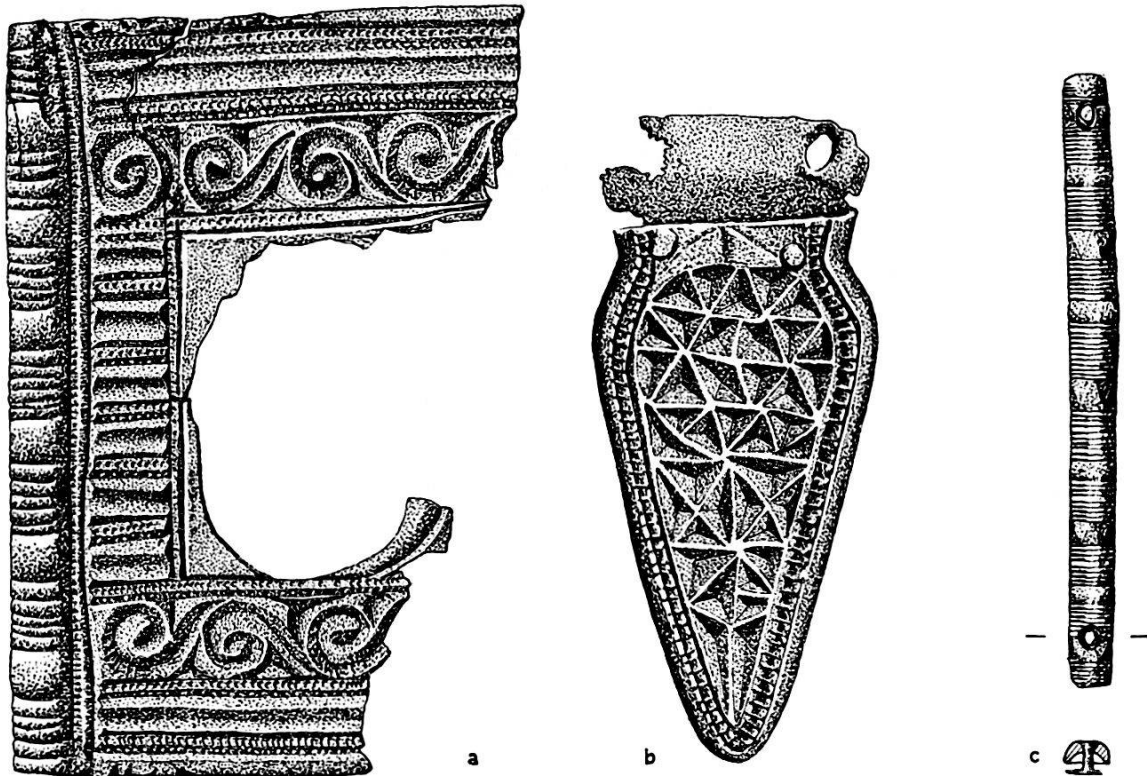


Abb. 7. Teile spätrömischer Gürtelgarnituren Basel-Petersberg: a = Schnallenbeschlag Typ A; b = dazugehörige Riemenzunge; c = Riemenschlußverstärker, wahrscheinlich von einer B-Garnitur. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:1.

teile, vorwiegend von fränkischen Kriegerern im römischen Dienst²², jedoch hergestellt in römischen Werkstätten²³. Im speziellen dürfte es sich bei den Trägern solcher Prunkgarnituren um Leute von einigem Rang und Ansehen gehandelt haben. R. Laur-Belart denkt beim Bestatteten Basel-Aeschenvorstadt 379 sogar an einen Kastell-Kommandanten, «dem der Titel eines Dux zugekommen sein

²² Behrens G., Spätromische Kerbschnittschnallen, Schumacher Festschrift, Mainz 1930, 285 mit Hinweis auf Scheltema F. Adama van, Die nordische Kunst, Berlin 1923. – Doch kann Bullinger H. (Anm. 24) 1969, 66 auch ein Frauengrab namhaft machen. Dieses nimmt jedoch in mancher Hinsicht eine Sonderstellung ein.

²³ Behrens G. (Anm. 22) 1930, 294. – Ypey J. (Anm. 16) 1969, 116 hebt den Umstand hervor, daß der Kerbschnitt keine römische Vorstufe hat. «Man hat vielmehr mit einer neuen Mode zu rechnen, entstanden bei den nordgallisch-fränkischen Truppen der römischen Armee». Es wäre vielleicht noch darauf hinzuweisen, daß es sich beim Kerbschnitt um eine charakteristische Holzverzierung handelt, die hier offensichtlich vom Bronzegießer übernommen wurde. So Alföldi A., Materialien zur Klassifizierung der gleichzeitigen Nachahmungen von römischen Münzen aus Ungarn und den Nachbarländern: III. Nachahmungen römischer Goldmedaillons als germanischer Halschmuck, Numismatikai Közlöny 28/29, 1929/30, 10. Nach seinen Darlegungen kommt

dürfte», was auch H. Bullinger durchaus für möglich erachtet²⁴. Beide Typen werden heute übereinstimmend in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts datiert²⁵, Typus A auslaufend in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts.

Damit fallen diese Funde von ausgesprochen militärischem Charakter in einen Zeitabschnitt, der für die Geschichte Basels von entscheidender Bedeutung ist, berichtet doch Ammianus Marcellinus:

Valentiniano post vastatos aliquos Alamanniae pagos munimentum aedificanti prope Basiliam, quod appellant accolae Robur, offertur praefecti relatio Probi docentis Illyrici clades.

Stähelin übersetzt die Textstelle wie folgt²⁶:

«Als Valentinian nach Verheerung einiger Gaue Alamanniens in der Nähe Basels (prope Basiliam) eine Befestigung erbaute, die die Anwohner Robur nennen, erhielt er einen Bericht des Präfekten Probus, der ihm die Niederlage seines Heeres in Illyrien meldete.»

Durch einen kaiserlichen Erlaß aus dem Jahre 374, ausgefertigt in *Robur*, kann dieses Munimentum als vollendet betrachtet werden. Zur Wortbedeutung führt Stähelin ergänzend aus: «Ihren

die Anregung zum Kerbschnitt aus dem germanischen Kulturkreis. Erste Einflüsse – zu Beginn handelt es sich eher um einfachen Keilschnitt – lassen sich bereits um die Wende zum 3. Jahrhundert nachweisen. Zu den Kerbschnittschnallen bemerkt er (S. 19): «Bodenständige Kunstströmungen des europäischen Westens sind es also, die vormals unter der Hülle der uniformen Reichskunst wenig hervortretend, durch den Zusammenbruch der plastischen Kunstauffassung der Antike im 4. Jh. zu einer größeren Rolle gelangen und um 400 durch die Zentralverwaltung der staatlichen *fabricae* auf die militärischen Gürtelbeschläge übertragen, die letzte nennenswerte Leistung des weströmischen Kunstgewerbes darstellen.»

– Zur Technik vergleiche besonders Bullinger H. (Anm. 24) 1969, 12.

²⁴ Laur-Belart R. (Anm. 17) 1959, 71. – Bullinger H., Spätantike Gürtelbeschläge, *Dissertationes Archaeologicae Gandenses* 12, 1969, 69.

²⁵ Während Fremersdorf F., Gräber der einheimischen Bevölkerung römischer Zeit in Köln, *Prähistorische Zeitschrift* 18, 1927, 286 und Laur-Belart R. (Anm. 17) 1959, 70 noch eher an eine Datierung in die Mitte des 4. Jahrhunderts denken, tendiert die neuere Forschung zu einer Datierung in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts mit Auslauf ins 5. Jahrhundert. Die Literatur findet sich zusammengestellt bei Ypey J. (Anm. 16) und Bullinger H. (Anm. 24).

²⁶ Stähelin F., *Die Schweiz in römischer Zeit*, Basel (3. Auflage) 1948, 301.

Namen hat sie vermutlich nach einer mächtigen, die Gegend beherrschenden Eiche erhalten, die bei der keltischen Landbevölkerung einst göttliche Verehrung genossen haben mag.» Im Anmerkungsapparat weist er auf eine andere Örtlichkeit dieses Namens an der Grenze von Pannonien²⁷.

Der letztere Umstand scheint mir einiger Beachtung wert und könnte eine neue Erklärung des Wortes Robur bringen. Die Diskussion um Wort und grammatikalischen Bezug innerhalb des Satzes ist mir bekannt²⁸. Auch bin ich mir bewußt, daß ich für die Erörterung dieser Probleme nicht zuständig bin; es steht mir lediglich zu, auf mögliche Zusammenhänge hinzuweisen und die entsprechende Frage zu formulieren.

Robur meint zunächst «Eiche (Steineiche)», im übertragenen Sinn auch «Stärke, Kraft» und im erweiterten Gebrauch auch «Kerntruppe, Elite» oder «Stützpunkt». Will man den Ursprung des Wortes in keltischer Zeit suchen – wie Stähelin es tut – so wäre nach Auffindung des Murus Gallicus auch der letzte Sinngehalt «Stützpunkt» zu erwägen; dieser könnte sich aber genau so gut auf das spätrömische Munimentum direkt beziehen.

Nach Auffindung der verschiedenen spätrömischen Garnituren auf dem Platz Basel geht mein Augenmerk noch in einer andern Richtung, nämlich in Richtung des Sinngehaltes «Kerntruppe, Elite». H. Bullinger schreibt²⁹: «Zur Abriegelung des quadisch-sarmatischen Einbruchs 374 eilte Valentinian I. mit dem ‚robur‘ des ‚exercitus gallicanus‘ nach Pannonien; ihm folgte sein Sohn Gratian 378 mit einem Heer aus Gallien, das bis zum Frühjahr des folgenden Jahres im pannonischen Raum blieb.» – Archäologischer Niederschlag dieses Feldzuges wäre dann der ältere Horizont von Kerbschnittschnallen in Pannonien. Ypey weist darauf hin, daß unmittelbar danach Münzen aus Siscia im Westen häufiger auftreten³⁰. Es wäre demnach auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, ob das Basler Munimentum nicht nach der Kerntruppe «Robur» benannt sein könnte, taucht doch dieser Name auch im entfernten

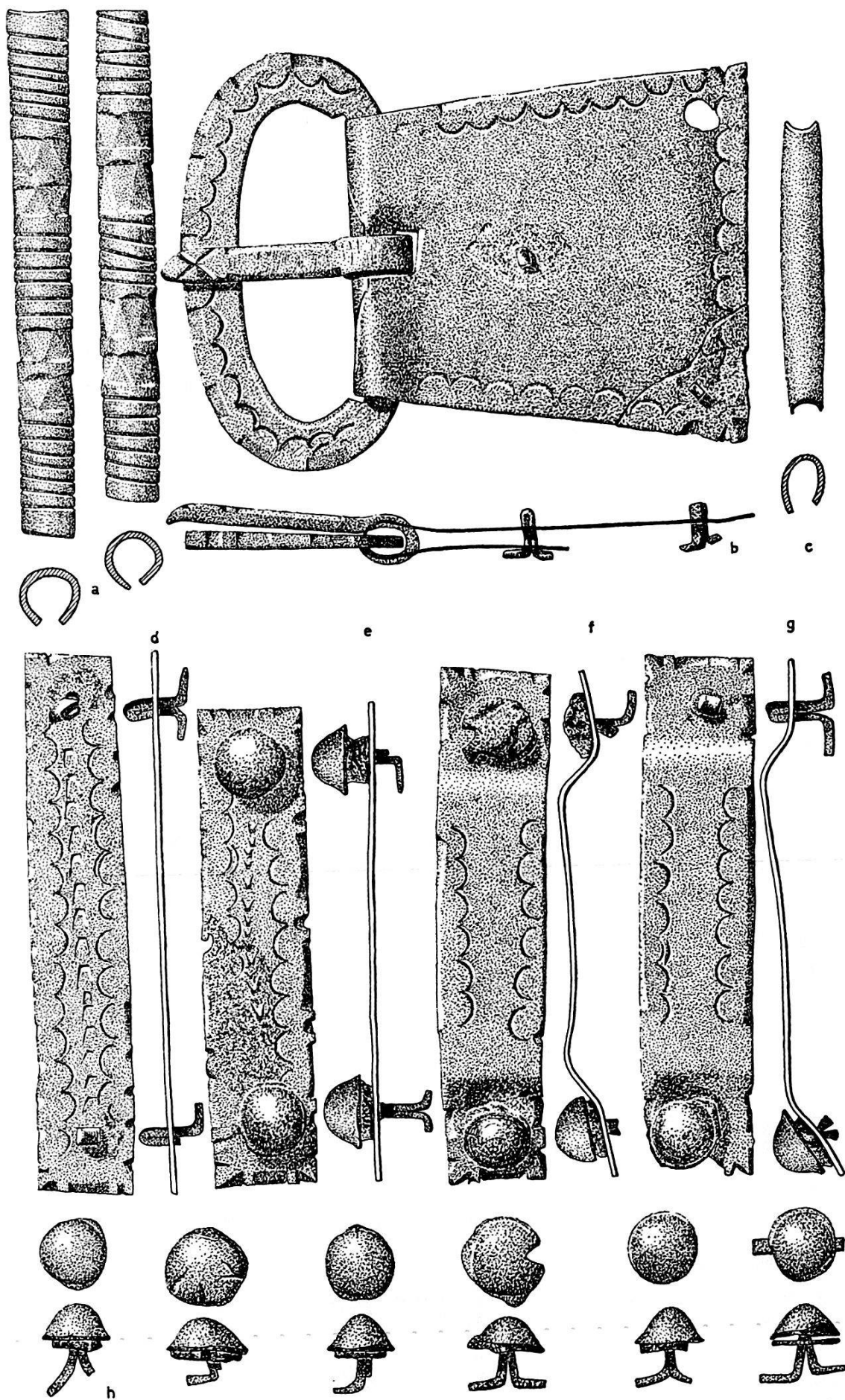
²⁷ Stähelin F. (Anm. 26) 1948, 301 Anm. 3.

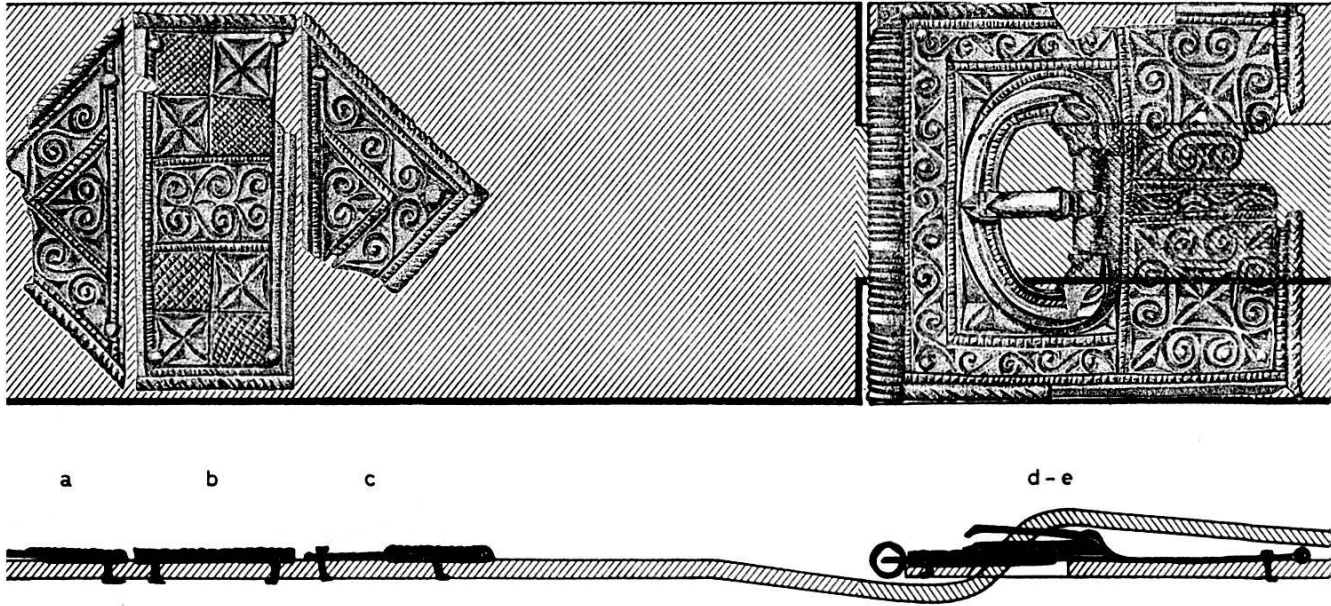
²⁸ Berger L. (Anm. 20) 1963, 83.

²⁹ Bullinger H. (Anm. 24) 1969, 70. Zu diesen Truppenbewegungen im besonderen Hoffmann D. (Anm. 21) 1969.

³⁰ Ypey J. (Anm. 16) 1969, 95.

Abb. 8. Spätrömische Gürtelgarnitur Kaiseraugst 405: a=röhrenartige Abschlußzwingen; b=Schnalle mit Laschenbeschläg; c=Riemenzunge in Form einer röhrenartigen Abschlußzwinge mit abgeschrägten Enden; d,e=Riemenverstärker; f,g=Riemenschieber mit Nebenfunktion von Verstärkern; h=Niete. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:1.





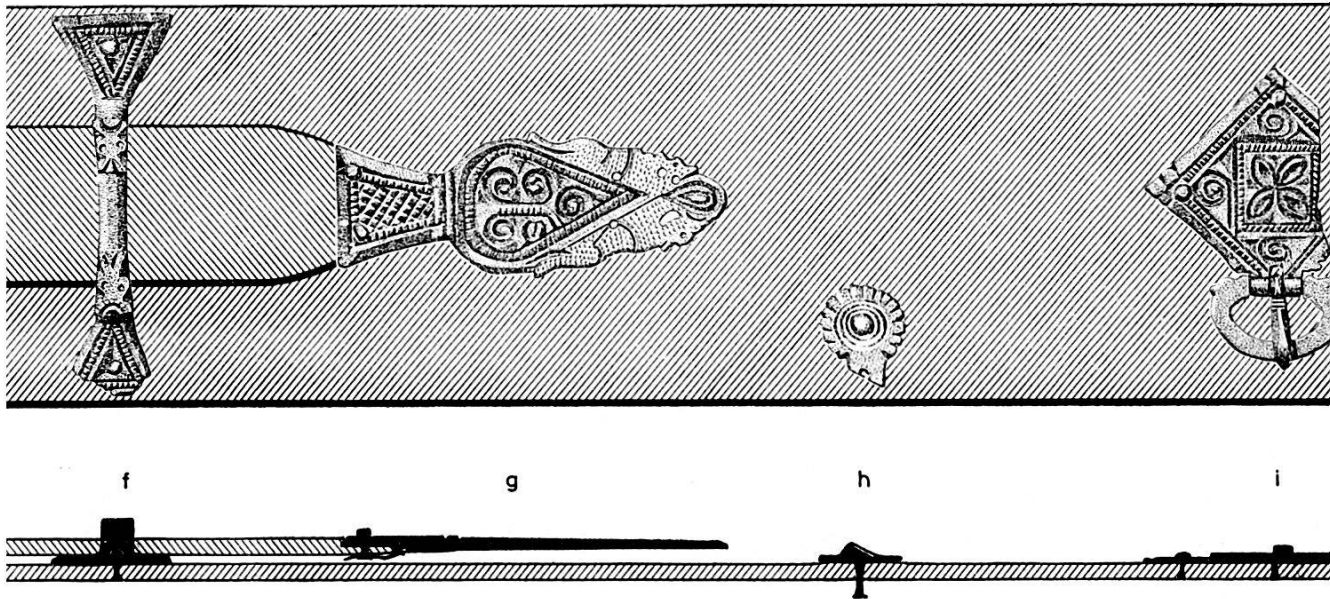
Pannonien auf²⁷. Aber vielleicht stehe ich zu sehr unter dem Eindruck dieses Neufundes. – Auf jeden Fall gilt es, verschiedene Dinge erneut zu überprüfen³¹.

Ein Problem für sich ist die Frage der Rekonstruktion solcher Garnituren³²; und zwar deswegen, weil sie nicht auf dem Mann ins Grab kamen, sondern meist in aufgerolltem Zustand an irgend einer Stelle deponiert wurden, so im Grabe Basel-Aeschenvorstadt 379 zu Füßen auf der linken Seite. Unvoreingenommen und auf Symmetrie bedacht, möchte man die Schnallenbeschläge des Grabes Basel-Aeschenvorstadt 1971/A (Abb. 5) in der Reihenfolge a, b, d-e, c anordnen, d.h. mit einem dreieckigen Beschläg und rechteckigem Gegenbeschläg als Riemenabschluß, dem Schnallen-

³¹ So wäre im Detail die Frage erneut zu prüfen, ob auf dem Münsterhügel in spätrömischer Zeit tatsächlich ein vollummauertes Kastell gestanden hat, wie es Fellmann und andere umschreiben.

Hierzu wäre zunächst zu bemerken: – Erstens, daß Fellmann selber einige Mauerzüge beim Frontabschnitt, die er in guten Treuen als spätrömisch übernahm, bei späterer Freilegung als mittelalterlich erkannte (BZ 60, 1960, 7 auf Abb. 9 bereits gelöscht). – Zweitens, daß der Mauerabschnitt im Keller des Humanistischen Gymnasiums nach den gegebenen Beschreibungen in der Machart durchaus dem Mauerzug unten an der Pfalz (BZ 66, 1966, XXII und Tafel 3) vergleichbar ist, der eindeutig mittelalterlich und am ehesten mit der Burkhart'schen Stadtmauer des 11. Jahrhunderts in Zusammenhang zu bringen ist.

Bei der spätrömischen Befestigungsanlage könnte es sich auch um eine einfachere Anlage gehandelt haben, die lediglich beim Graben eine Abschnittsmauer aufwies, die dann auf den Flanken sehr bald einmal durch Schutzanlagen leichter Bauart abgelöst wurde. Sicher trifft R. Fellmann (Basel in römischer Zeit, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 10,



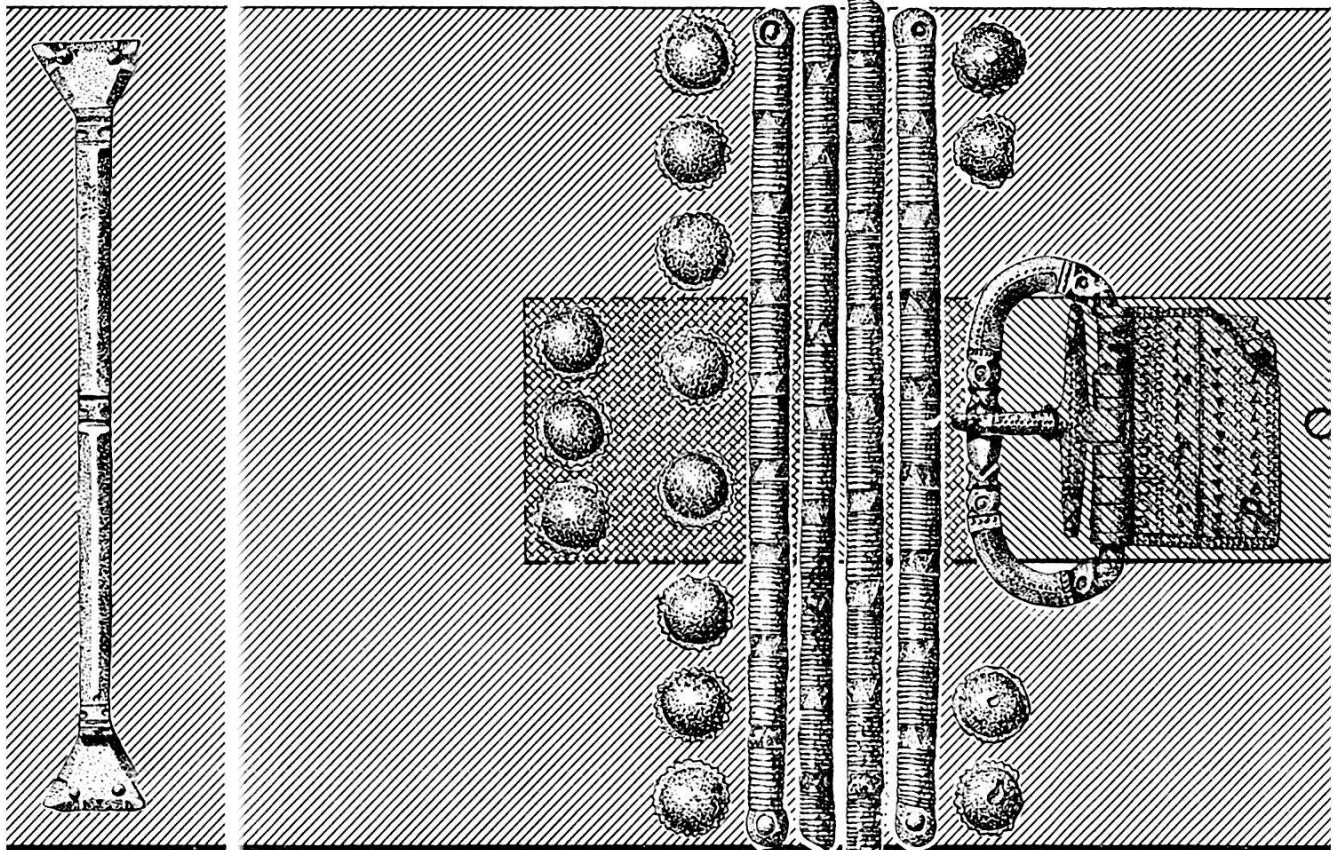
Zu Abb. 5. Rekonstruktionsversuch der Gürtelgarnitur Basel-Aeschenvorstadt 1971. A: Das rechteckige Riemenbeschläg b kann nicht als Gegenbeschläg zum Schnallenbeschläg gedeutet werden, da es keine röhrenartige Riemenabschlußzwinde aufweist. Zu den Rekonstruktionsproblemen vergleiche Anmerkungen 33–37. Montage R. Moosbrugger-Leu. – Maßstab 1:2

1955, 66) den Kern der Sache, wenn er den Charakter dieser Anlage als «Fluchtburg für die umwohnende Bevölkerung in Zeiten der Not» umschreibt. Ob ihr die Prädikate «wohlausstaffiert, staatlich errichtet» zuerkannt werden dürfen, erscheint mir bereits wieder gewagt; denn offensichtlich konnte sich Valentinian darauf nicht abstützen. Mit ähnlicher Zurückhaltung äußert sich auch Berger L., Basel – Eine illustrierte Stadtgeschichte: Die Anfänge Basels, Basel 1969, 12.

Zur Zeit möchte ich deshalb meinen (HOOPS Reallexikon, Stichwort «Basel», zur Zeit im Druck), daß D. Fechter (Basel im vierzehnten Jahrhundert, geschichtliche Darstellung zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, Basel 1856, 5) den Realitäten näher kommt, wenn er schreibt, daß «dem Namen ‚Burg‘ erst mittelalterliche Verhältnisse den Ursprung gegeben haben.» Offensichtlich nimmt auch er an, daß das Gebiet rund um den Münsterplatz mit den angrenzenden Gebäuden erst im Mittelalter voll ummauert wurde.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach dem Standort des Valentinianischen Munimentums (BZ 71, 1971, 188 und 191 mit Anm. 34). Hier scheint nicht unwesentlich zu sein, daß alle drei, beziehungsweise wahrscheinlich vier spätrömischen Gürtelgarnituren von militärischem Charakter auf der Großbasler Seite gefunden wurden, die Siedlungsfunde zudem vis-à-vis von St. Martin.

³² Dazu vor allem Ypey J. (Anm. 16) und Bullinger H. (Anm. 24). – Zusammen mit Ypey möchte ich annehmen, daß bei den breitriemigen Gürteln der schmale Schnallenriemen nicht auf der Vorder-, sondern auf der Rückseite aufmontiert war.



RECHTS

h

f

g

a

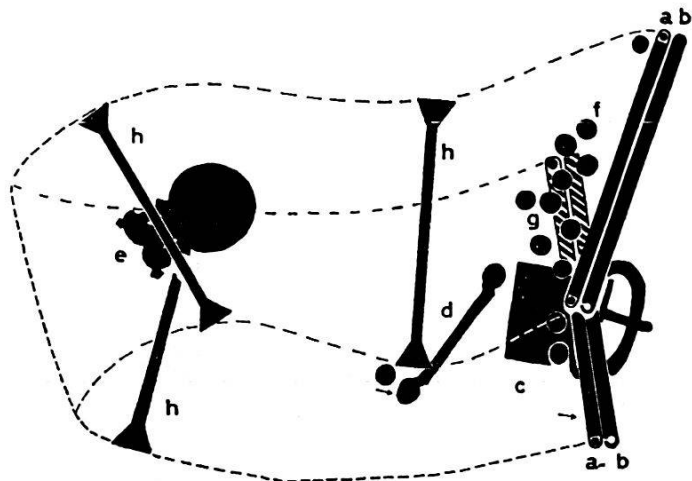
b

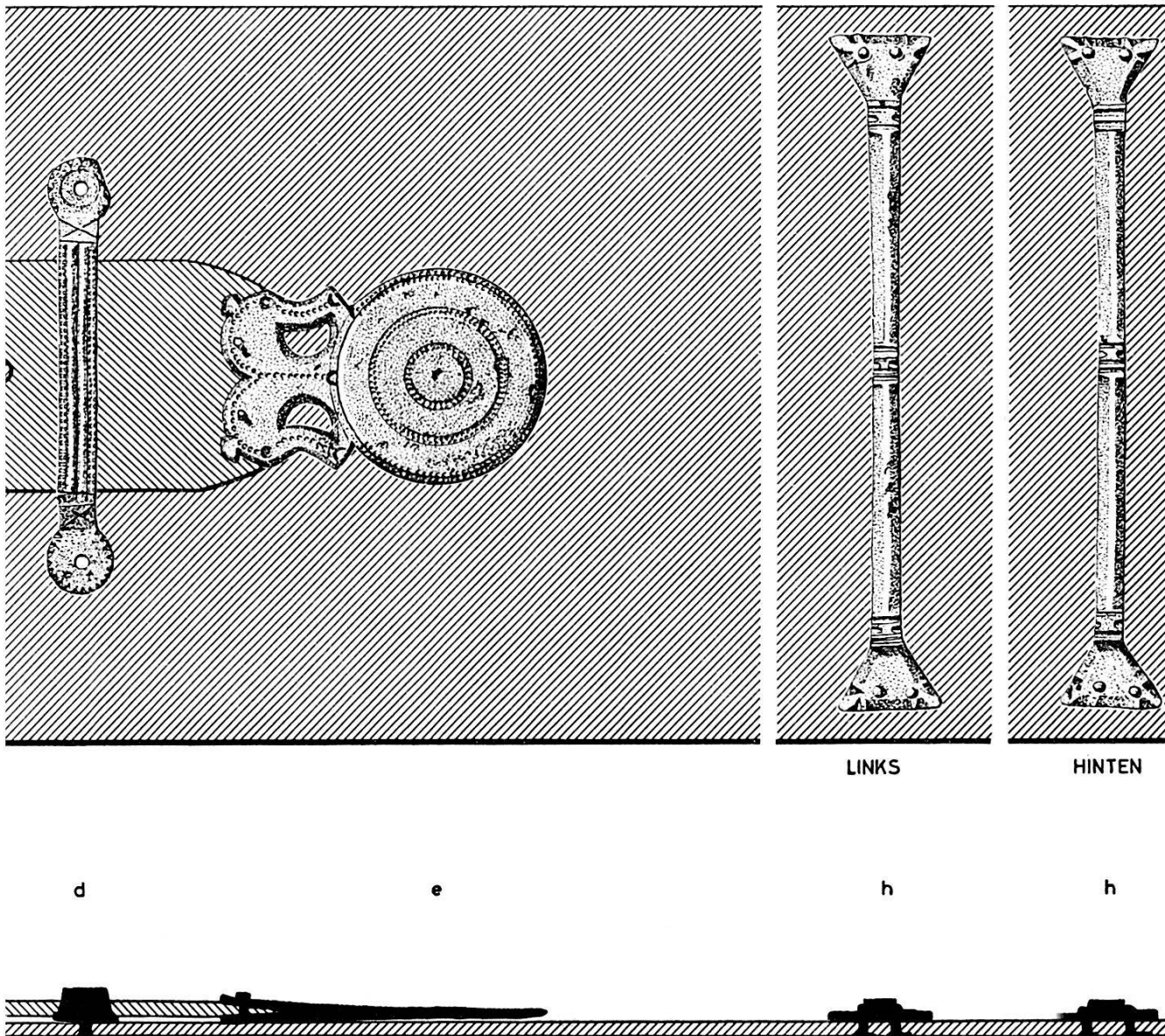
b

a

f

c





Zu Abb. 6. Rekonstruktionsversuch der Gürtelgarnitur Basel-Aeschenvorstadt 379: Bei der Fundlage fällt auf, daß die Nieten längs zu den Riemenschlußverstärkern liegen. Da ihre Bridenlänge (Typ f) der doppelten Lederdicke entspricht, dürften sie deshalb das doppelt belegte Lederende fixiert haben. Die Nieten (Typ g) mit dreifacher Lederdicke entsprechender Dornlänge fixierten den schmalen Verschlussriemen. Im übrigen nehme ich an, daß er auf der Rückseite angebracht war und wie bei Typ A' Basel-Aeschenvorstadt 1971.A von hinten in die Schnalle eingehakt wurde, d.h. beim Schnallenbügel befand sich im breiten Gürtelleder ein entsprechendes Loch, das gleichzeitig erlaubte, die Lasche über das Leder zu schieben, ohne eigens einen Riemen anzubringen. Montage R. Moosbrugger-Leu. – Maßstab 1:2. Fundsituation 1:5.

beschläg mit rechteckiger Verlängerung und dann wieder ein Dreieckbeschläg. Für eine solche Anordnung würde sprechen, daß es etliche Schnallenbeschläge mit angegossenem dreieckigem Abschluß gibt³³ oder solche mit rechteckigem Gegenbeschläg mit angegossenem Dreieck³⁴, oder gar Garnituren mit symmetrischer Anordnung von Schnallen und Gegenbeschläg³⁵. Häufiger scheinen jedoch Anordnungen zu sein, wie sie sich beim Rekonstruktionsversuch zu Abbildung 5 zusammengestellt finden.

Die Position des Riemenschiebers f und der Riemenzunge g ist allein schon durch die Funktion gegeben; dies gilt auch für das kleine Ösenbeschläg h. Umstritten ist hingegen das quadratische Schnallenbeschläg. H. Bullinger sieht es als Verschuß schräger Schulterriemen³⁶; J. Ypey hingegen als eigentliches Gürtelbeschläg³⁷.

Da das Basler Stück in seiner Fundlage nicht beobachtet ist, kann von unserer Seite kein Beitrag zu dieser Diskussion geleistet werden. Leider! Um die Darstellung einfach halten zu können, habe ich es hier als Riemenbeschläg behandelt.

Abschließend dürfen wir feststellen, daß das Basler Exemplar eine der vollständigsten Kerbschnittgarnituren ist, die bis heute bekanntgeworden sind. Vollständig in dem Sinne, daß sie alle Funktionselemente und praktisch alle Spielarten von Beschlägteilen umfaßt.

Münsterplatz: Die verschiedenen Bohrlöcher zur Untersuchung des Untergrundes des Münsterhügels für den Bau einer Tiefgarage erbrachten neben einigen Knochen- und Scherbenfragmenten, die ohne Belang sind, Aufschluß über die Mächtigkeit der archäologisch interessanten Schichten.

Rittergasse 4: Im Zusammenhang mit dem Errichten der provisorischen Turnhalle im Pausenhof des Rittergasse-Schulhauses mußten einige Gerüstlöcher ausgehoben werden. Zutage kam in der Hauptsache mittelalterliche und neuzeitliche Keramik, neben einigen römischen Scherbchen. Klare Schichtungen waren nirgends zu beobachten.

Rittergasse 17: Vergleiche Kapitel Mittelalter.

³³ Bullinger H. (Anm. 24) 1969, Abb. 23. 1; 27.1 um nur zwei Beispiele zu nennen.

³⁴ Bullinger H. (Anm. 24) 1969, Abb. 20, 1; 21.1 wiederum nur als einige Beispiele von vielen genannt.

³⁵ Bullinger H. (Anm. 24) 1969, Abb. 22, 1 (Tafel 35, 2).

³⁶ Bullinger H. (Anm. 24) 1969, 62.

³⁷ Ypey J. (Anm. 16) 1969, 116.

Mittelalter

Nadelberg 20: Beim Ausschachten für den Fernheizungskanal wurde vor der Liegenschaft Nadelberg 20 ein altes Mauerfundament angeschnitten. Wegen der Isoliertheit ist eine genauere Datierung oder Deutung nicht möglich. Wahrscheinlich dürfte es mittelalterlich sein.

Nadelberg 24: Siehe Roßhofgasse 3.

Rebgasse 18–20: Der Aushub für das Warenhaus Jelmoli wurde in regelmäßigen Abständen kontrolliert in der Hoffnung, dort vielleicht Anhaltspunkte der frühen, vorstädtischen Wehranlagen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts beobachten zu können³⁸. Es kamen jedoch keinerlei Spuren dieser Art zum Vorschein. Offensichtlich sind diese Anlagen näher beim Rhein zu suchen.

Rittergasse 7: Die Restauration dieses Gebäudes machte verschiedene Aushubarbeiten notwendig. Nebst alten Mauerzügen, die zu mittelalterlichen Vorgängerbauten gehörten, kam im Zwischenraum – dort wo ein pavillonartiger Ausbau die Verbindung zum Ramsteinerhof herstellte – ein alter, tiefer, zweistöckiger Keller zum Vorschein, der sich mit jenem vom «Schönen Haus» am Nadelberg vergleichen läßt. Es scheint sich um einen Kellertyp vornehmer Häuser des 13. und 14. Jahrhunderts zu handeln.

Überall wo Fundamentpartien des Hauses Rittergasse 7 freigelegt wurden – es stammt aus der Jahrhundertwende –, zeigte sich, daß sie sehr tiefgründig sind, da sie alle im alten Halsgraben liegen. Ihre Sohle wurde nirgends erreicht. Auf gewachsenen Kiesboden stieß man lediglich beim Abbaggern der Abfahrtsrampe nördlich der Liegenschaft, die den neuen Zufahrtsweg zum Ramsteinerhof bildet. Dort wurde auch eine neuzeitliche Sickergrube angeschnitten, die mit einem abgescheuerten Mühlstein abgedeckt war. Außer in der Grabeneinfüllung konnten nirgends römische Spuren entdeckt werden.

Rittergasse 17: Im Ehrenhof des Ramsteinerhofes wurde gegen den Rhein hin eine unterirdische Schwimmhalle angelegt. Damit bot sich Gelegenheit, auch einmal auf der rheinwärtigen Seite den sogenannten Halsgraben zu erfassen. Die Absprießungen verhinderten eine geordnete Untersuchung. Drei Dinge konnten eindeu-

³⁸ BZ 71, 1971, 193 Anm. 40.

tig festgestellt werden: – Erstens, daß die Sohle des Grabens auf der Seite der Hofeinfahrt – ungefähr auf der Höhe der Nordfassade des Pfortnerhauses – liegt; der gewachsene Boden wurde auf dieser Seite durch die Baugrube nirgends erreicht, auch als wir mit einem Sondierloch noch einen Meter tiefer abgruben. – Zweitens, daß die nördliche Grabenwand auch hier deutliche Abtreppungen aufweist, wie auf dem andern Abschnitt bei der Bäumleingasse. In den untersten Lagen unmittelbar auf dem gewachsenen Kies konnten wir verschiedentlich kleine daumennagelgroße Splitterchen von Terra-Sigillata beobachten. – Drittens, daß der Graben im 13. Jahrhundert eingefüllt wurde.

Die Einfüllung wurde längs der Rheinfront durch eine gut drei Fuß breite Bruchsteinmauer vorwiegend aus Kalksteinen begrenzt. Ich möchte annehmen, daß es sich hier um Reste der spätromanischen Stadtmauer handelt. Sehr wahrscheinlich bildet sie über weite Strecken das Fundament der andern Häuser, die rheinaufwärts anschließen; denn sie läuft unmittelbar unter deren rheinwärtigen Fassadenflucht. Ob der Treppenturm des «Hohefirstenhofes» auf einem der alten Rundtürme steht, wie sie für die innere Stadtmauer charakteristisch sind, wäre zu untersuchen.

Die ganzen Beobachtungen fügen sich gut ins Bild der Stadtgeschichte ein: Mit der Errichtung der spätromanischen Stadtmauer von 1200, die nun beim St. Albangraben lag, geriet der alte Halsgraben ins Innere der Stadt, d. h. er verlor seine alte Bedeutung und konnte deshalb aufgegeben, beziehungsweise eingefüllt werden. Ob sich die Anlage der Stadtmauer von 1200 auf der Strecke des St. Albangrabens an ein prähistorisches Wall-Graben-System anlehnte, bleibt vorderhand ungewiß³⁹.

Als interessantester Einzelfund wäre ein Pickelchen zu nennen. Es kam im Kies unter dem Boden des rheinwärtigen Kellers zum Vorschein und dürfte aufgrund der Fundsituation dem 15./16. Jahrhundert zuzuweisen sein (Abb. 9). Sodann kamen unter dem Gewölbe der Treppe, die sich teilend vom Ehrenhof zur ersten Gartenterrasse hinunterführt, zwei halbkreisförmige Fundamente zum Vorschein, die zu einer älteren und jüngeren grottenartigen Ausgestaltung dieser Nische mit Brunnen gehörten.

Bei statischen Untersuchungen des Stützmauerfundamentes dieser Terrasse, deren Rheinfront durch hohe Blendarkaden rhythmisiert wird, wurden riesige, verstürzte Sandsteinquader einer älteren Stützmauer freigelegt.

³⁹ Vergleiche Anm. 7.

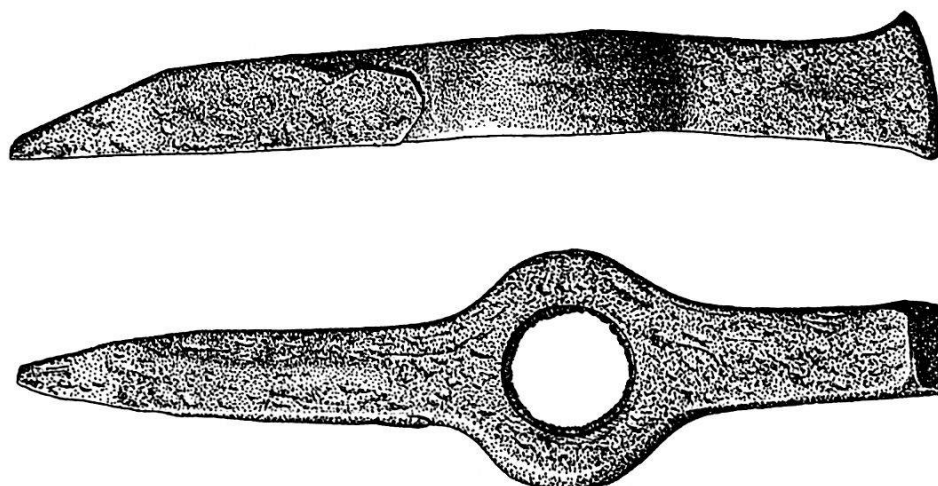


Abb. 9. Rittergasse 17 (Ramsteinerhof): Spitzhacke, wahrscheinlich 15./16. Jahrhundert. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

Roßhofgasse 3: Unmittelbar westlich der leicht ovalen Rundbauten⁴⁰ und offensichtlich hinter dem frühromanischen Gebäude liegend kamen zwei flaschenförmige Keller mit falschem Gewölbe zum Vorschein (Abb. 10), die schon R. Laur-Belart bekannt waren.

Der eine davon konnte nun ausgeräumt und untersucht werden. Er erreicht heute eine Tiefe von 6 m. Im Aufbau sind aber deutlich zwei Zonen unterscheidbar. Die untere Zone, sie beginnt ungefähr in 3 m Tiefe, besteht aus Kalkbruchsteinen, deren Kränze sich gegen oben hin verengen. Gegen die Roßhofgasse hin muß einmal eine Partie eingestürzt oder eingerissen worden sein, denn es findet sich dort eine Ausflickung. Die obere Zone ist aus Sandsteinen aufgeführt und im Grunde nichts anderes als ein verlängerter Einstiegschacht von 60 auf 80 cm, der beim Überbauen des Terrains – die Brandmauer zwischen der Liegenschaft Roßhofgasse 5 und dem Nebengebäude Roßhofgasse 3 geht unmittelbar darüber hinweg – eine Umgestaltung erfuhr, indem man einen Entlastungsbogen aus Backsteinen einspannte.

Die Verlängerung des Einstiegschachtes um nahezu 3 m zeigt, wie sehr das Gelände durch Ablagerungen angehoben wurde – dasselbe ließ sich auch bei den benachbarten Rundbauten beobachten – und ist gleichzeitig Hinweis auf das beachtliche Alter dieser beiden Anlagen. Alles deutet darauf hin, daß sie zeitlich mit den Rundbauten zusammengehen. Im Fundbericht auf Platz habe ich diese Anlagen als Keller angesprochen, doch will mir scheinen, daß

⁴⁰ BZ 69, 1969, 370.

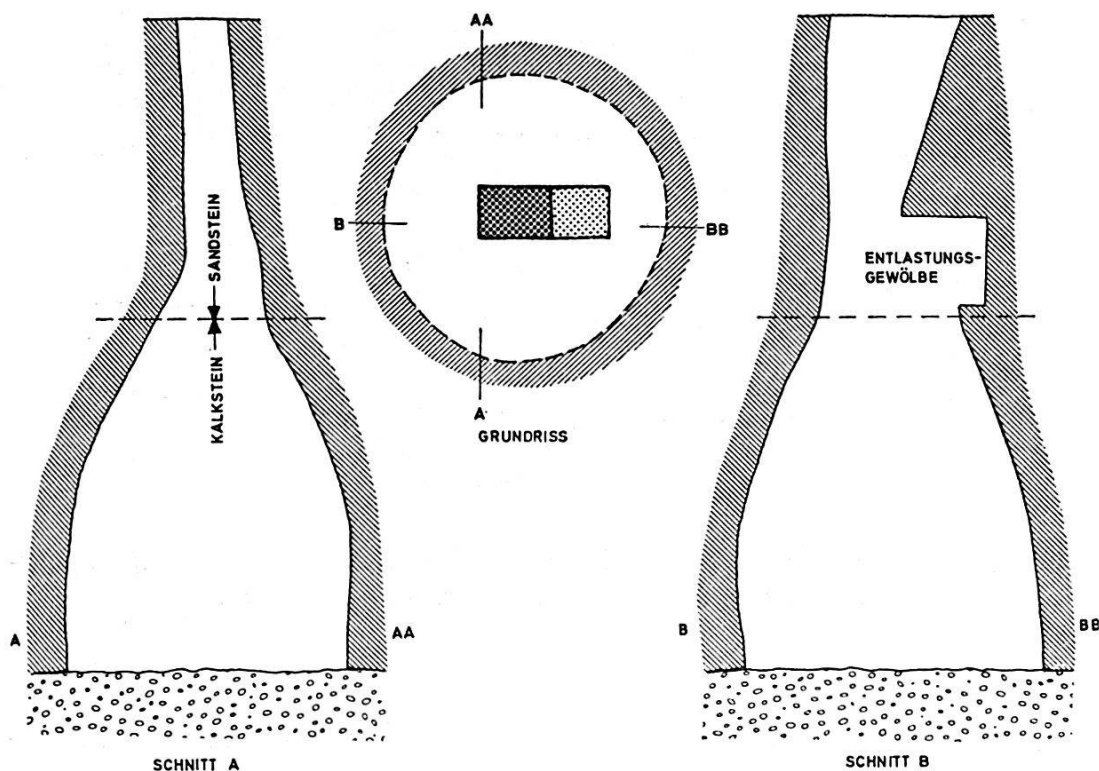


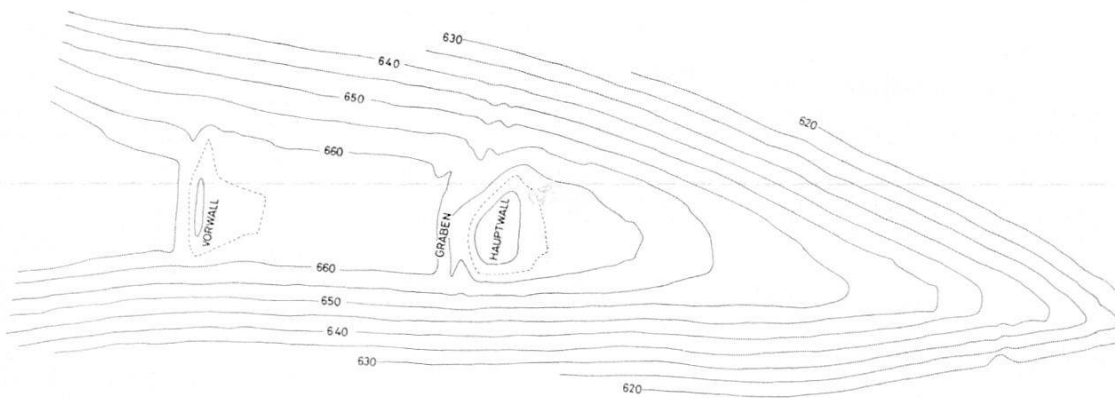
Abb. 10. Roßhofgasse 3: Flaschenförmiger Rundkeller. – Mitte: Grundriß an der tiefsten Stelle. – Links und rechts: Die beiden Querschnitte. – Maßstab 1:100

die von F. Maurer⁴¹ gegebene Deutung als «Eiskeller» sehr viel mehr für sich hat. Daß diese Keller seit dem letzten Jahrhundert als Kloaken benutzt wurden, kann nicht erstaunen.

Dank dem Verständnis der staatlichen Liegenschaftsverwaltung wurde es möglich, diese beiden Anlagen nicht nur zu erhalten, sondern auch zugänglich zu machen, so daß später jederzeit Nachuntersuchungen durchgeführt werden können. Zu danken ist auch den Organen der Baupolizei, dem Architekten M. Brönnimann und Herrn Ingenieur P. Beurret.

Petersgraben 52: Unmittelbar vor der Treppe zum Hauptportal der alten Gewerbeschule ist vom Bagger in einer Tiefe von 5 m eine Ansammlung menschlicher Knochen gehoben worden. Der Örtlichkeit nach müssen sie unmittelbar hinter der Gegenmauer des romanischen Stadtgrabens gelegen haben. Ob es sich um die

⁴¹ Maurer F., Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt: Nachträge von 1932–1971 zu Band 1 (Nachdruck), 1971, 737. – Ebenso verdient sein Hinweis betreffs der Rundbauten auf den St. Gallerplan Beachtung, wo sich ähnliche Anlagen als «Gänseställe» eingezeichnet finden.

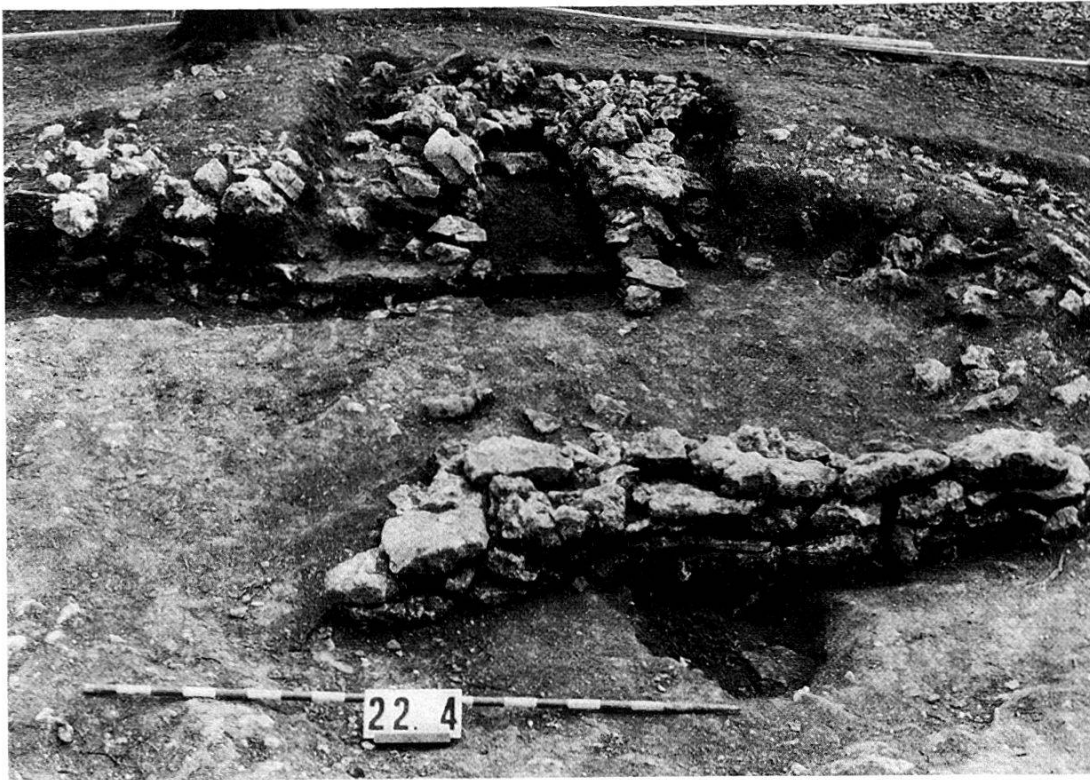


Tafel 1 oben. Rittergasse-Kunostor: Abbruch des Stadttores und Tieferlegung des vorderen Abschnittes der Rittergasse 1878 (Staatsarchiv).

Tafel 1 unten. Wittnauerborn: vereinfachter Höhenkurvenplan der prähistorischen Wall- und Grabenanlagen. Maßstab 1:5000, Höhenkurven 5 m.



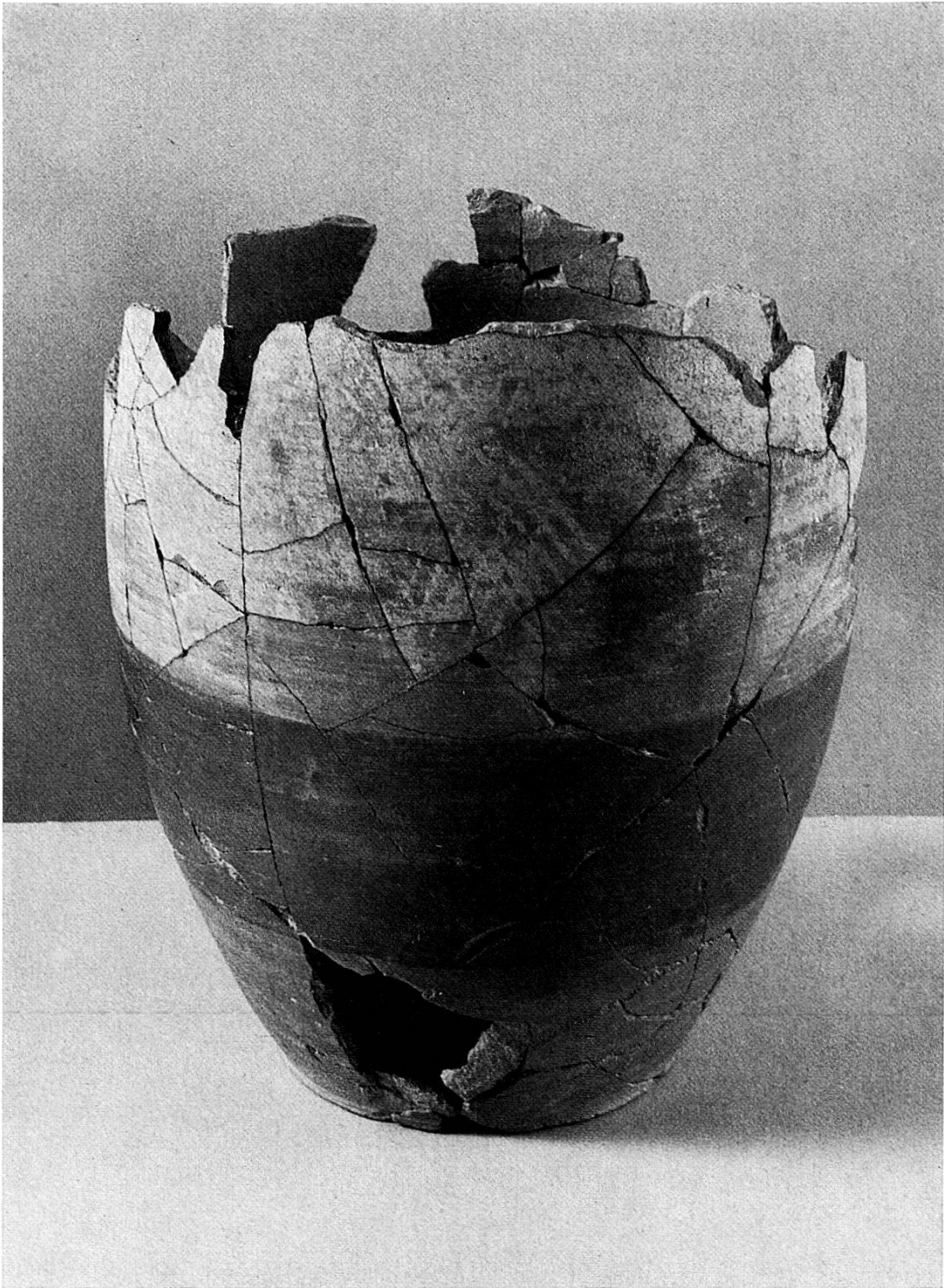
Tafel 2. Riehen-Maienbühl: Blick von der Leiter hangabwärts gegen Westen auf den Grabhügel. – Oben: Oberste Steinpackung nach Entfernen der Splitterschicht. Die großen Steinplatten A und B sind bereits sichtbar. – Unten: Auf der südlichen Hälfte ist die Steinpackung bis auf den gewachsenen Fels abgetragen.



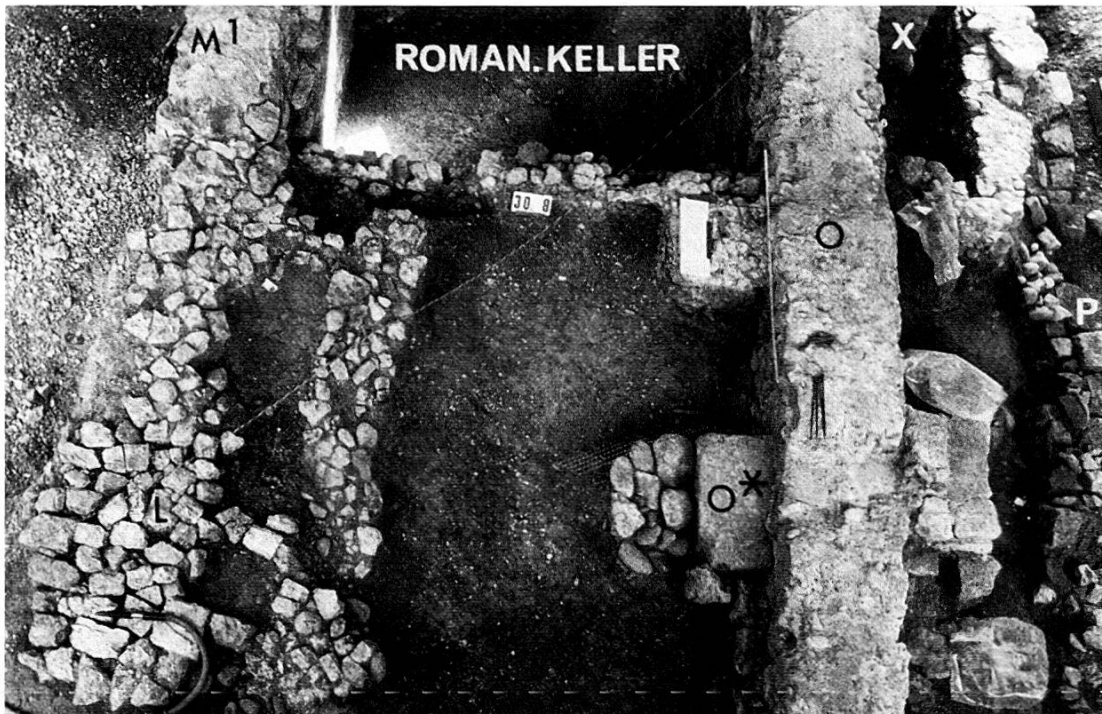
Tafel 3. Riechen-Britzigerwald: Grabbügel 1971. – Oben: Blick von Norden nach Süden. Im Vordergrund die Trockenmauer, Ossuar und die übrige Steinpackung bereits entfernt. Im Hintergrund Blick ins zentrale Kammergrab. – Unten: Trockenmauer mit Ossuar, Boden des Gefäßes und zwei Bronzeringe in situ. Vergleiche Abbildungen 12–14.



Tafel 4. Ausschnitt Merian-Plan 1615: A=Koblischwibbogen, auch Roter Turm genannt; B=Ulrichskirche; C=Rittergasse; D=Halsgraben; E=Beobachtung 1971; F=Seitengraben; G=Stadtmauerecke 11. Jahrhundert?; H=Bäumleingasse; J=Luftgäßlein; K=Rittergasse 16; L=Marienkapelle.

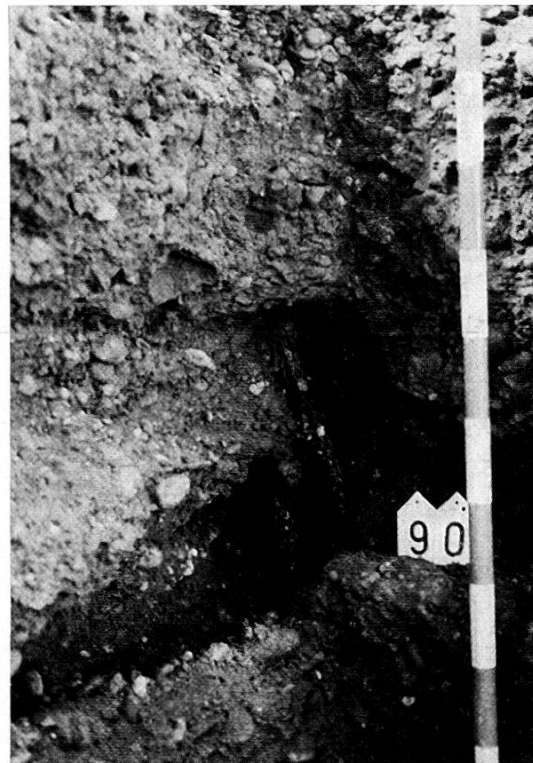
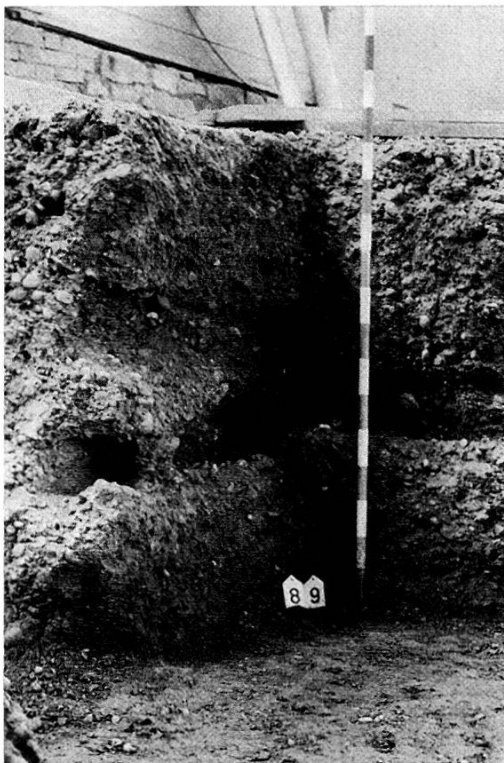


Tafel 5. Rittergasse 5: Bemaltes tonnenförmiges Latène-Gefäß auf Brandschicht 3 unmittelbar vor Murus Gallicus. Vergleiche Stern bei G auf Abbildung 19.



Tafel 6 oben: Rittergasse 5: O = Südmauer der Ulrichskirche; P = Abschlußmauer vor dem romanischen Keller, liegt unmittelbar auf der Ruine der Frontmauer des Murus Gallicus; W, V = Beinhaus?

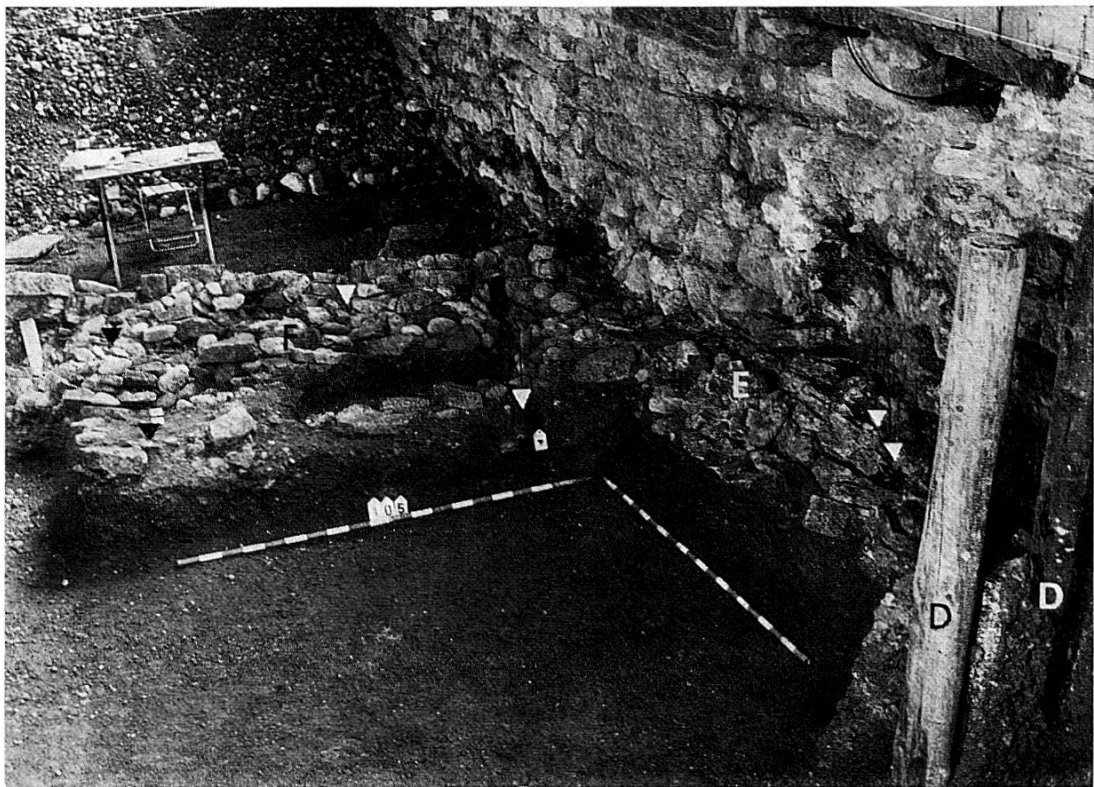
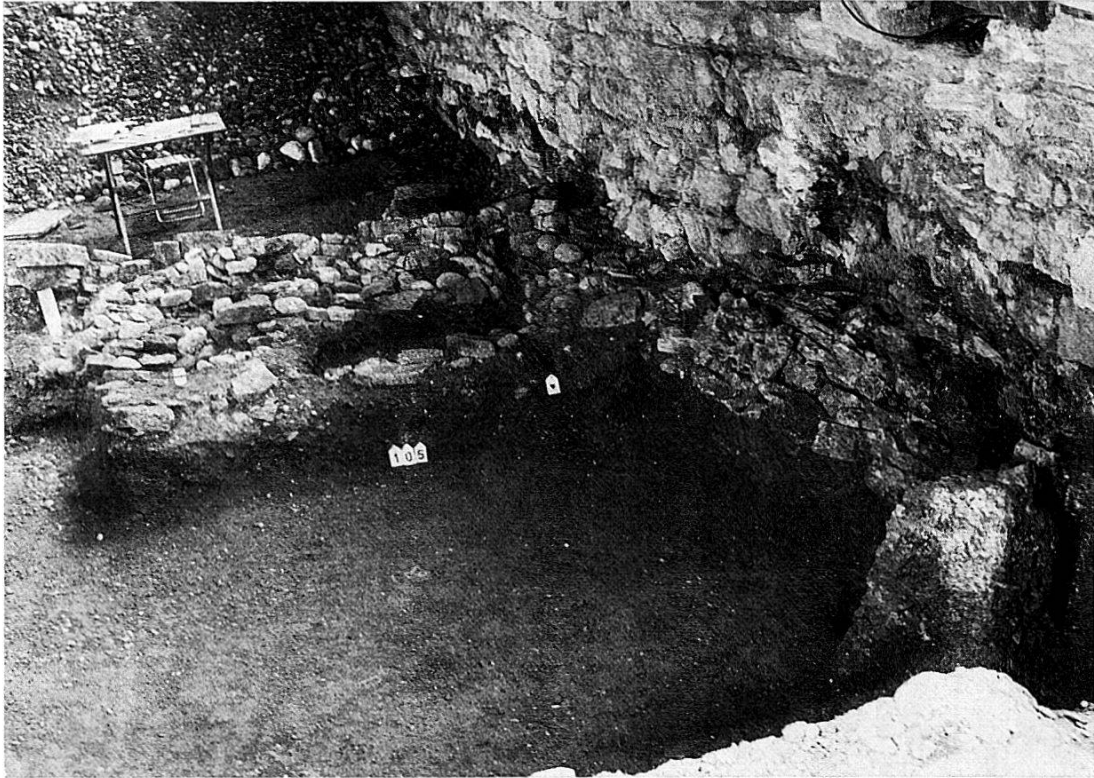
Tafel 6 unten. Rittergasse 5: Wie oben. O* = römischer Grabstein im Fundament der Südmauer der Ulrichskirche; L = Fundament einer spätrömischen oder frühmittelalterlichen Frontmauer; M¹ = Pfeilerfundament der Ulrichskirche; X = Stützpfeiler des Schwibbogens.



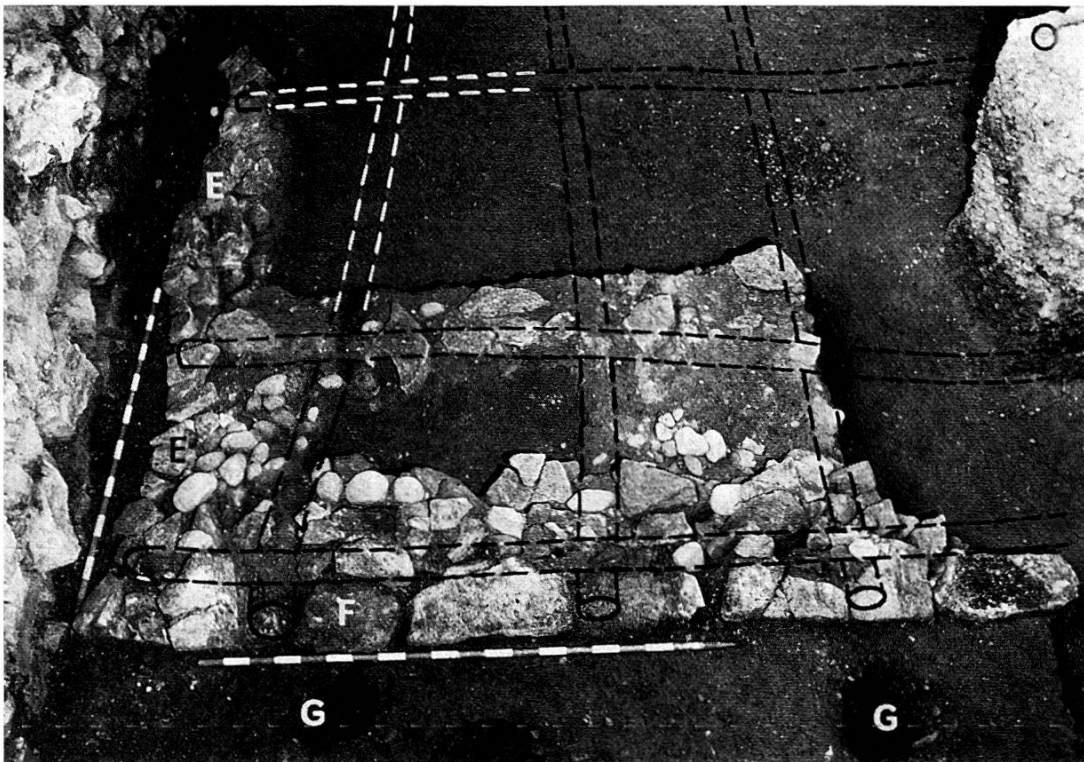
Tafel 7. Rittergasse 5: Anschnitt des Erde-Holzwalles des Murus Gallicus. – Unten: Detailaufnahme der Kreuzungsstelle einer Drei-Balken-Gruppe und ihrer Vernagelung.



Tafel 8. Rittergasse 5: Einblick von hinten in die Konstruktion des Murus Gallicus, Balkenlager durch eingesteckte Kanthölzer markiert. Beim Jalon die verstützten Steine der Frontmauer (F), in die die Balken einbanden. – Links Fundamentreste der abgetragenen Südmauer der Ulrichskirche (O).



Tafel 9. Rittergasse 5: Die Reste des Erde-Holzwalles sind abgetragen. Wir blicken aus dem Wallinnern auf die nach außen verstürzten Steinlagen der Toreinfahrt (E) und der Frontmauer (F). Rechter Hand die beiden Pfostenlöcher der Torwange (D). – Unten: Bei D sind zwei Rundhölzer eingesetzt. Die Dreiecke markieren die Fundstellen von Balkenägeln.



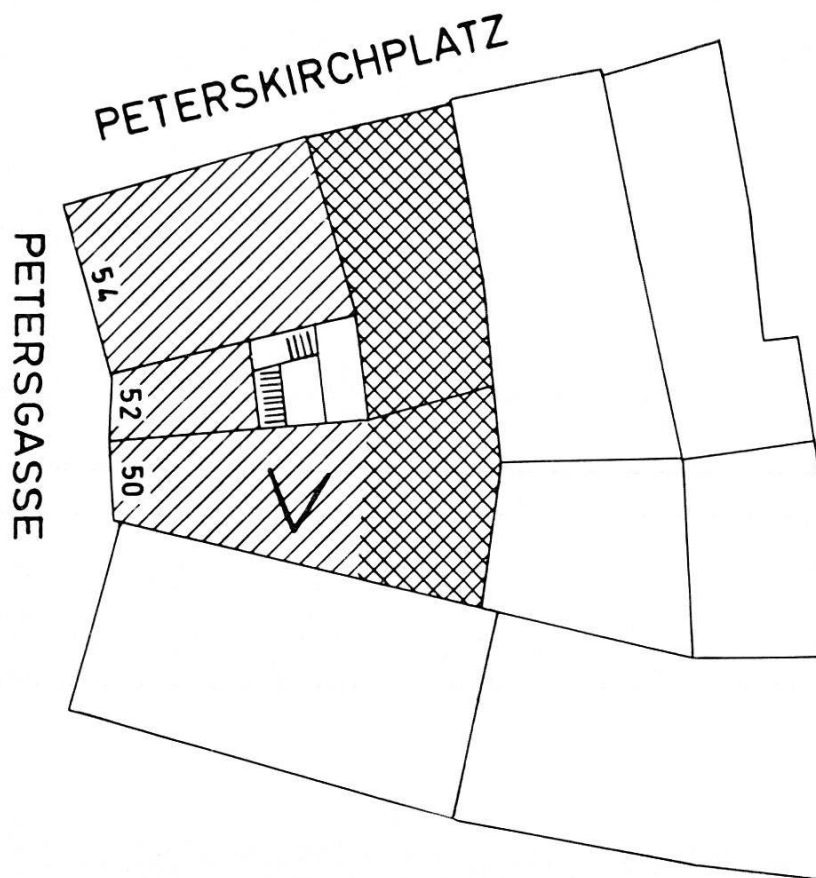
Tafel 10. Rittergasse 5: Unterste Steinlage des Murus Gallicus von Süden her gesehen. –
 Unten: E=Steinsetzung der Torzufahrt, parallel zur Rittergasse; F=Steinsetzung
 der Frontmauer; G=Pfostenlöcher; O=Rest der Südmauer der Ulrichskirche. –
 Ferner finden sich die untersten Balkenlagen eingezeichnet.



Tafel 11. Rittergasse 16: Ansicht der Südfassade. – Pfeile markieren die Baufuge zwischen dem frühgotischen Hauskern links und den spätgotischen Anbauten rechts. F=altes vermauertes Fensterlein. *₁=Stelle des eingemauerten frühgotischen Kugeltöpfchens (Abb. 25); *₂=Fundstelle der hochgotischen Töpfe (Abb. 27). Über den Dreiecklein die vermauerten Pfostenlöcher.



Tafel 12 oben. Petersgasse 52: Blick in den Innenhof mit dem offenen Treppenhaus zwischen dem vorderen und hinteren Wohntrakt.



Tafel 12 unten. Petersgasse 52: Situationsplan mit Photowinkel. Unterkellertes Haus teil karriert gegeben.

Spuren einer Baukatastrophe aus deren Errichtungszeit handelt, ließ sich nicht mehr klären.

Petersgraben 73: Dort, wo der Spalenberg in den Petersgraben einmündet, konnte in einem Abstand von 3 m vor der Häuserflucht ein massives Mauerwerk beobachtet werden, das parallel zum Petersgraben streicht, zur Hauptsache aus Kalkbruchsteinen aufgeführt ist, vereinzelt aber auch Ziegelbruchstücke aufweist. Wahrscheinlich handelt es sich um das Widerlager des Brückleins, das hier einst den innern Graben überspannte.

Schützengraben/Kornhausgasse: Auf der Höhe der Einmündung der Kornhausgasse in den Schützengraben wurde die Stadtmauer angeschnitten.

Steinengraben 41: Beim Bau einer Fußgängerunterführung wurde die gotische Stadtmauer samt einem ihrer Rundtürmchen angeschnitten. In der Tiefe kamen beim Ausräumen des Rundturmes zwei seitliche Kammern zum Vorschein, eine längliche 1,5 auf 0,8 m und eine breitere von 1,8 auf 1,3 m. Beide Kammern lagen vor der Stadtmauer im Gebiet des Grabens.

Auf der Innenseite wurde die Stadtmauer in einem Abstand von 3,4 m von einem weiteren Mauerzug begleitet; es handelte sich um die Einfassungsmauer des dortigen Feldrebenackers. Vergleiche Merian Stadtplan.

Neuzeit

St. Albanvorstadt 90-92: Im Hinterhof zwei Sodbrunnen aus sauber zugehauenen Sandsteinen; dem Behau nach beide jüngeren Datums.

Auf der Lyß 22: Bei Straßenarbeiten wurden hier zwei Abwasserleitungen angeschnitten, von denen die eine mit Sandsteinen überwölbt war. Sie dürften zum selben System gehören wie das Teilstück Leonhardsgraben 8.

Burgfelderstraße 26: Neuzeitliche Sickergrube aus Kalksteinen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts.

Clarahofweg 47: Mitten im Hinterhof gegen Clarastraße 54 eine Sickergrube. In einer Entfernung von 4 m, und zwar von Zentrum

zu Zentrum gemessen, ein Sodbrunnen von 1,05 m Durchmesser aus sauber ins Rund geschlagenen Sandsteinen. Charakteristischerweise liegt er wieder auf der Parzellengrenze zur Liegenschaft Clarahofweg 45, beziehungsweise Clarastraße 52. Beide Anlagen stammen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Es ist kaum zu fassen, mit welcher Sorglosigkeit noch in der Frühzeit des Industriezeitalters solche Anlagen unmittelbar nebeneinander errichtet wurden. Doch seien wir nicht überheblich. Im Grunde sind wir noch keinen Schritt weiter, wir tun es heute lediglich im großen und nicht mehr im eigenen Hinterhof.

Egliseeweglein: Der Leitungsgraben für die Fernheizung durchschnitt beim Egliseeweglein alte Einfüllschichten, darin das Fragment eines Grenzsteins und eines Blattrankenkapitells, das F. Maurer ins 16. Jahrhundert datiert.

Erlenstraße 2: Sickergrube aus Sand- und Kalkbruchsteinen von 95 cm Innendurchmesser. Die Einmündung einer Steingutröhre zeigt, daß solche Sickergruben bis in allerjüngste Zeit verwendet wurden.

St. Johannis-Vorstadt 14: Im Keller, 4,30 m unter dem Fahrbahnniveau, Fragmente eines eingebauten Brunnentrogos aus Kalkstein von 2,70 m Länge.

Lange Gasse|Hardstraße 90: Sickergrube oder Sodbrunnen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts.

Leonbardsgraben 8: Es wurde ein Kanal von 75 cm Höhe und 60 cm Breite angeschnitten. Der Unterbau bestand aus Sandsteinen, während im Oberbau, ebenfalls bei den Deckplatten, auch Kalksteine verwendet wurden. – Vergleiche Auf der Lyß 22.

Leonbardskirchplatz: Schädel und vereinzelte Knochen vom dortigen Friedhof, der erst im letzten Jahrhundert aufgehoben wurde⁴².

Lörracherstraße 136: Knochen eines Tierkadavers im Sehnenverband. Da sich in der Nähe keine weiteren verscharrten Tiere fanden, kann es sich nicht um einen Keibacker gehandelt haben.

Rittergasse 17: Vergleiche im Kapitel Mittelalter.

⁴² BZ 67, 1967, XXX.

Rüdingasse|Freie Straße: In der Hauptpost mußte an einer Stelle im Zusammenhang mit Umbauten das Birsiggewölbe eingerissen werden. Dabei kamen als Mauerhinterfüllung neuzeitliche Keramik zum Vorschein, daneben aber auch einige Eichenpfähle, die wahrscheinlich von einer seitlichen Eindämmung des Flusses stammten. Eine exakte Beobachtung war aus technischen Gründen nicht möglich.

Spitalstraße 21: Vor der Haupteinfahrt zum Bürgerspital wurde auf der ganzen Länge des Fernheizungsgrabens ein Mauerzug angeschnitten. Dort, wo die nordwestliche Zufahrtsrampe einbiegt, konnten zudem Reste eines mit einem Backsteingewölbe überdeckten Kellers beobachtet werden, dessen Wände verputzt und dessen Boden mit Tonplatten belegt waren. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um die Reste des Hauses, das Merian auf seinem Stadtprospekt mit Treppengiebeln und anschließenden Feldreben wiedergibt. Die Längsmauer würde sehr gut zur Einfassungsmauer der Landstücke passen, welche die ganze Straßenflucht säumte.

Ulmenweg 5: Auf der Fahrbahn zwischen den Liegenschaften Ulmenweg 5 und 6 wurde ein Sodbrunnen aus sauber zugehauenen Wiesentaler Sandsteinen angeschnitten. Es dürfte sich um die gemeinsame Wasserversorgungsstelle der dortigen Arbeiter-Wohnkolonie gehandelt haben.

Untere Rebgasse 17/19: Quer durch das Areal dieser Großüberbauung führten zwei alte Gewerbekanäle, die später teilweise eingewölbt wurden. Die Gewölbe bestanden aus Backsteinen, überspannten in flachem Bogen eine Breite von 1,70 m und wiesen im Scheitel eine Höhe von 1,60 m auf.

D. Plangrabungen

Rieben-Britzigerwald: Grabhügel 1971

Alex Furger

Die Störung durch das Fundament für eine Versuchsantenne machte die Untersuchung des Grabhügels B notwendig. Sie stand unter der Leitung des Kantonsarchäologen, unterstützt von Herrn W. Geiger, Grabungstechniker, der die steingerechten Aufnahmen

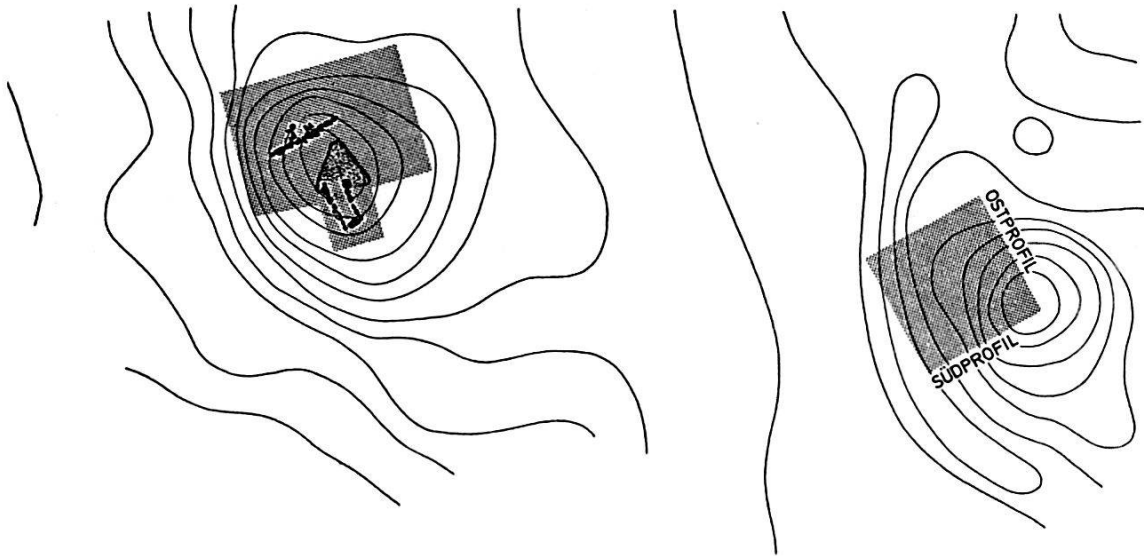


Abb. 11. Rieben-Britzigerwald: Rechts der Grabhügel 1969, links Grabhügel 1971. Untersuchte Flächen sind gerastert. Beim Grabhügel 1971 sind zudem Kammergrab und Abschlußmauer mit Ossuar markiert sowie die dreieckige, moderne Störung im Zentrum. – Maßstab 1:400.

machte, während mir zur Hauptsache die Führung des Tagebuches und die Bergung des anthropologischen Materials oblagen. Ich danke dem Kantonsarchäologen, daß er mir die Publikation im Jahresbericht anvertraute, Herrn W. Geiger für die Beratung bei den Abbildungen und nicht zuletzt Herrn Prof. L. Berger für die Durchsicht des Manuskriptes.

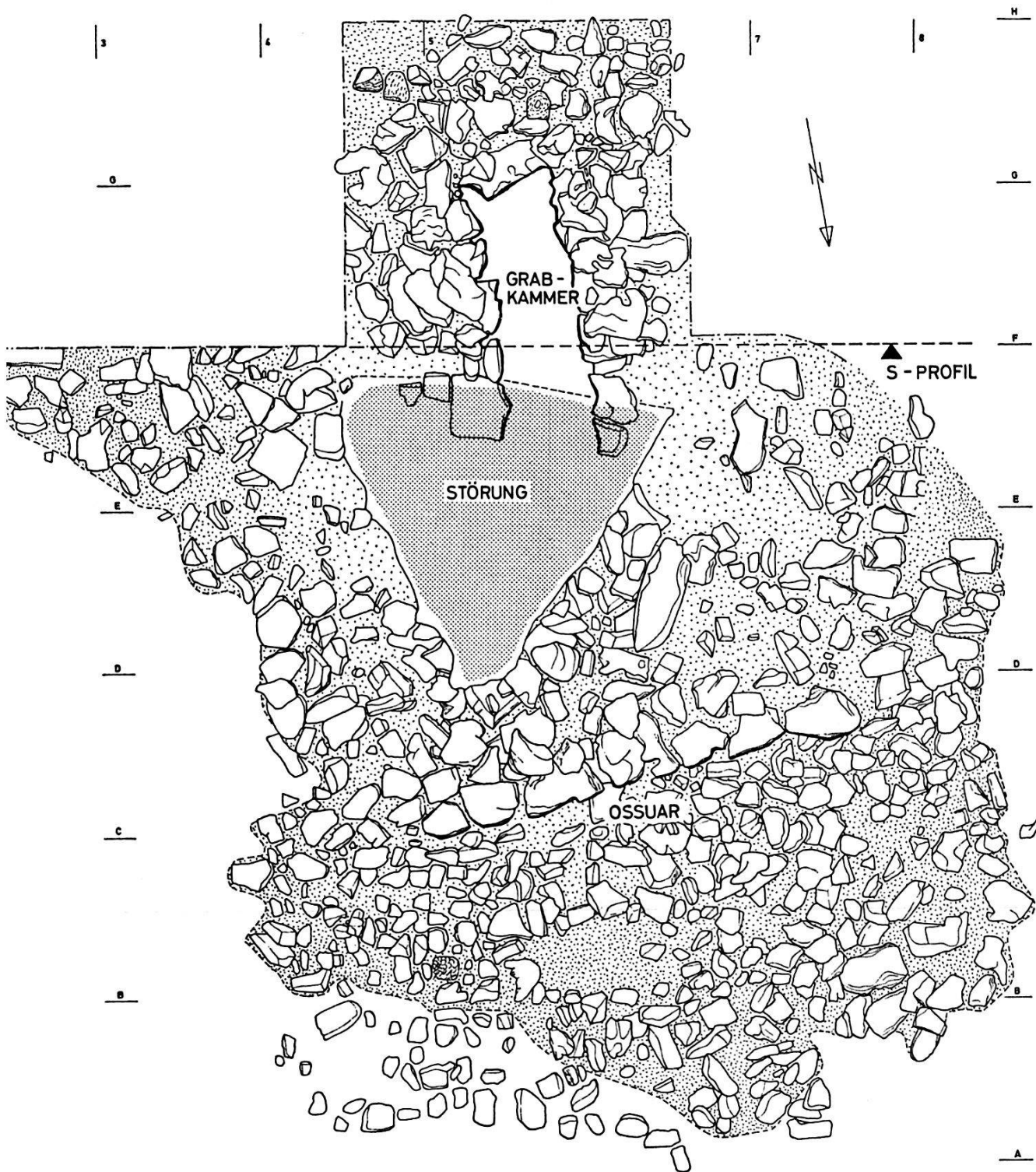
Grabungsbericht

Der Grabhügel 1971 liegt unmittelbar neben dem Hügel 1969 (Abb. 11)⁴³.

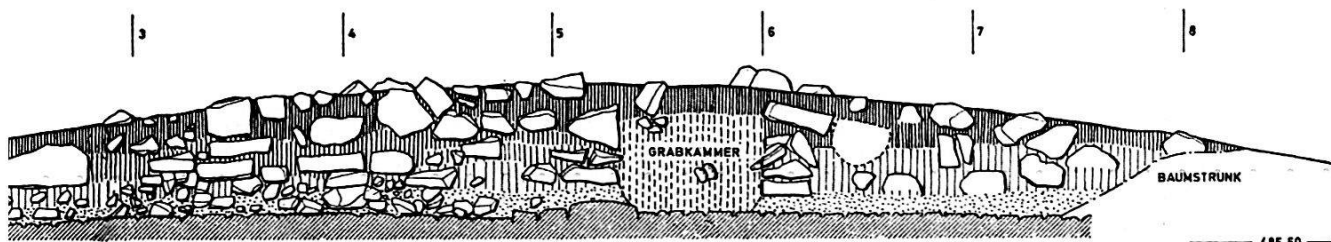
Zu Beginn der Grabung wurde der nördliche Hügelteil bis zur Linie G vom Waldhumus befreit und ein dichter Steinpanzer freigelegt (Abb. 12). Die Oberflächen der Kalksteinbrocken waren stark verwittert und wiesen alle verrundete Kanten auf. Der Hügelrand war nach Abtragen des Waldhumus gut erkennbar. Außerhalb

⁴³ BZ 70, 1970, 250, speziell Tafel 3.

Abb. 12. Rieben-Britzigerwald Grabhügel 1971: Steingerechte Aufnahme nach Entfernung der obersten Steinlage. Die Ummauerung des Zentralgrabes und die Abschlußmauer lassen sich bereits ablesen. Das Ossuar selber zeichnete sich noch nicht ab. Unten das Querprofil auf Linie F. Aufnahme W. Geiger. – Maßstab 1:50.



SÜDPROFIL AUF LINIE F



lagen nur wenige große Steine, die vermutlich vom Hügel heruntergerollt sind, während der Hügel selbst aus größeren Kalksteinen dicht aufgehäuft war. Lediglich in Quadratmeter E₄ waren nur wenige kleinere Steine in der Walderde eingebettet. Die Oberfläche des gewachsenen Bodens unter dem Waldhumus bildete die Verwitterungsschicht des anstehenden Kalkfelsens. An der nördlichen Hügelperipherie lagen in 8 cm Tiefe eine Bronzespachtel (Abb. 17.1) und am Ostrand in 20 cm Tiefe verschiedene rote Keramikscherben (Abb. 17.3). Beim Abdecken des Steinpanzers auf der Hügelnordhälfte bis Linie F kamen wenige brandgerötete Kalksteine und verschiedene kleine Silex- und Keramikfragmente zum Vorschein (z. B. Abb. 17.4), die sich zwischen und unter der obersten Steinlage befanden. Bei Punkt E₃ lag zwischen den obersten Kalkbrocken ein Quarzitschlagstein; in Feld D₃ fand sich ein Sandstein mit deutlichen Schleifspuren (Abb. 17.2, 5).

Nach Abtragen der obersten Steinlage zeigte sich, daß der Tumulus bis auf den gewachsenen Boden aus dichtgepackten Kalksteinen aufgebaut war (Abb. 12 Profil). In der oberen Zone waren die Zwischenräume mit dunklem Waldhumus aufgefüllt, in dem besonders auf der Westseite zahlreiche kleine Keramikscherben und verwitterte Knochenfragmente lagen.

Der zweitoberste Steinmantel⁴⁴ wurde ebenfalls präpariert und steingerecht aufgenommen (Abb. 12). In den Feldern C₅ bis C₇ zeichnete sich eine Steinreihe mit gerader, etwa ostwest verlaufender Flucht ab, im Strich hervorgehoben. In einem weiteren Arbeitsgang wurden nördlich dieser Linie die restlichen Steinlagen bis auf den gewachsenen Boden abgetragen. Die Walderde ging im zweitobersten Steinmantel in lehmige Braunerde über. Darin lag in Quadratmeter C₇ eine schöne, beidkantig retuschierte Klinge aus beigem Silex (Abb. 17.7). Die beim Präparieren des zweitobersten Steinmantels beobachtete Steinreihe entpuppte sich als Krone einer einhäutigen Trockenmauer. In den Feldern B₆ und C₆ fiel eine starke Konzentration an Keramikscherben und verbrannten Kno-

⁴⁴ Die Bezeichnung «erster, zweiter, dritter Steinmantel» bezieht sich lediglich auf den Abbauvorgang der Steinkuppe und nicht auf eine stratigraphische Lagerung von drei getrennten Steinlagen. Es scheint sich um einen ursprünglich kompakten Steinhäufen zu handeln, der langsam von Walderde überdeckt wurde.

Einzig beim obersten Steinmantel könnte es sich um eine Schüttung handeln, die erst nach Einbau der Trockenmauer angelegt wurde; denn diese kam erst nach Abdeckung der obersten Lage zum Vorschein. Doch könnte das klare Bild im obersten Steinmantel durch Verschiebung der Steine auch verwischt worden sein.

chensplittern auf. Beim weiteren Freilegen kam ein Steinring zum Vorschein, der an die Nordseite der Trockenmauer angebaut war. In diesem Steinkranz lagen zahlreiche Keramikscherben (Abb. 16.1), drei Bronzeringe und das durch Brand verbogene Fragment eines vierten (Abb. 16.2–5), nebst kalziniertem Leichenbrand. Auf der Sohle des Steinkranzes lag ein großes, zusammenhängendes Bodenstück eines Gefäßes, das wegen seiner Brüchigkeit in Gips geborgen werden mußte⁴⁵. Unter dem Gefäßboden lagen weiterer Leichenbrand und eine Randscherbe (Taf. 3, unten).

Die Fundansammlung war auf den Steinkranz vor der Trockenmauer beschränkt, der einen Durchmesser von 35 cm im Licht aufwies (Abb. 13). Es darf deshalb von einem Ossuar gesprochen werden. Die Funde erstreckten sich in Lagen von 5 bis 21 cm über dem gewachsenen Boden. Vom Steinkranz war nur noch die unterste Lage intakt. Am Ostrand lagen zwei Platten in Versturzlage, schräg an den untersten Stein gelehnt. Demnach dürfte das Ossuar ursprünglich mit drei Steinlagen zirka 30 cm hoch eingefaßt gewesen sein. Auch ein nördlich vorgelagerter Stein dürfte dem Steinkreis zuzurechnen sein (Abb. 13).

Die ostwest verlaufende, das Ossuar südlich abschließende Trockenmauer war auf einer Länge von 3,3 m erhalten. Sie war aus flachen Kalksteinplatten direkt auf den gewachsenen Boden aufgeschichtet. Ihre größte erhaltene Höhe betrug bei fünf Lagen 50 cm. Mehrere Mauersteine waren an der Stirnseite brandgerötet, was auf einen Feuerplatz unmittelbar davor hinweist.

In der Folge wurde auch südlich der Ossuarmauer der zweite Steinmantel bis an das Antennenfundament abgetragen. Da der Beton ohne Verschalung direkt in das dreieckige Erdloch gegossen worden war, hatten wir die Gewähr, daß der Boden bis dicht an den Sockel ungestört war. Die Erde wurde auch hier in der Tiefe zunehmend lehmiger und heller und enthielt verstreute Menschenknochen, die in keinem anatomischen Zusammenhang mehr waren. In Feld C6 kam in der zweiten Steinlage eine verzierte Wandscherbe zum Vorschein (Abb. 17.8). Als Ergebnis des Grabungsvorganges blieb in der Hügelmitte ein dritter Steinmantel stehen. Darin und darunter lagen wiederum zahlreiche Menschenknochen wirt durcheinander. In den Feldern D6 und E6 fiel eine Häufung von Fußknochen auf. Unmittelbar auf der anstehenden Bodenschicht lagen in Feld D6 eine Bronze-Nadelspitze (Abb. 17.9) und in Feld E6 verschiedene rötliche und braune Keramikscherben

⁴⁵ Die Bergung geschah unter Leitung von Herrn E. Perret, Präparator am Historischen Museum Basel.

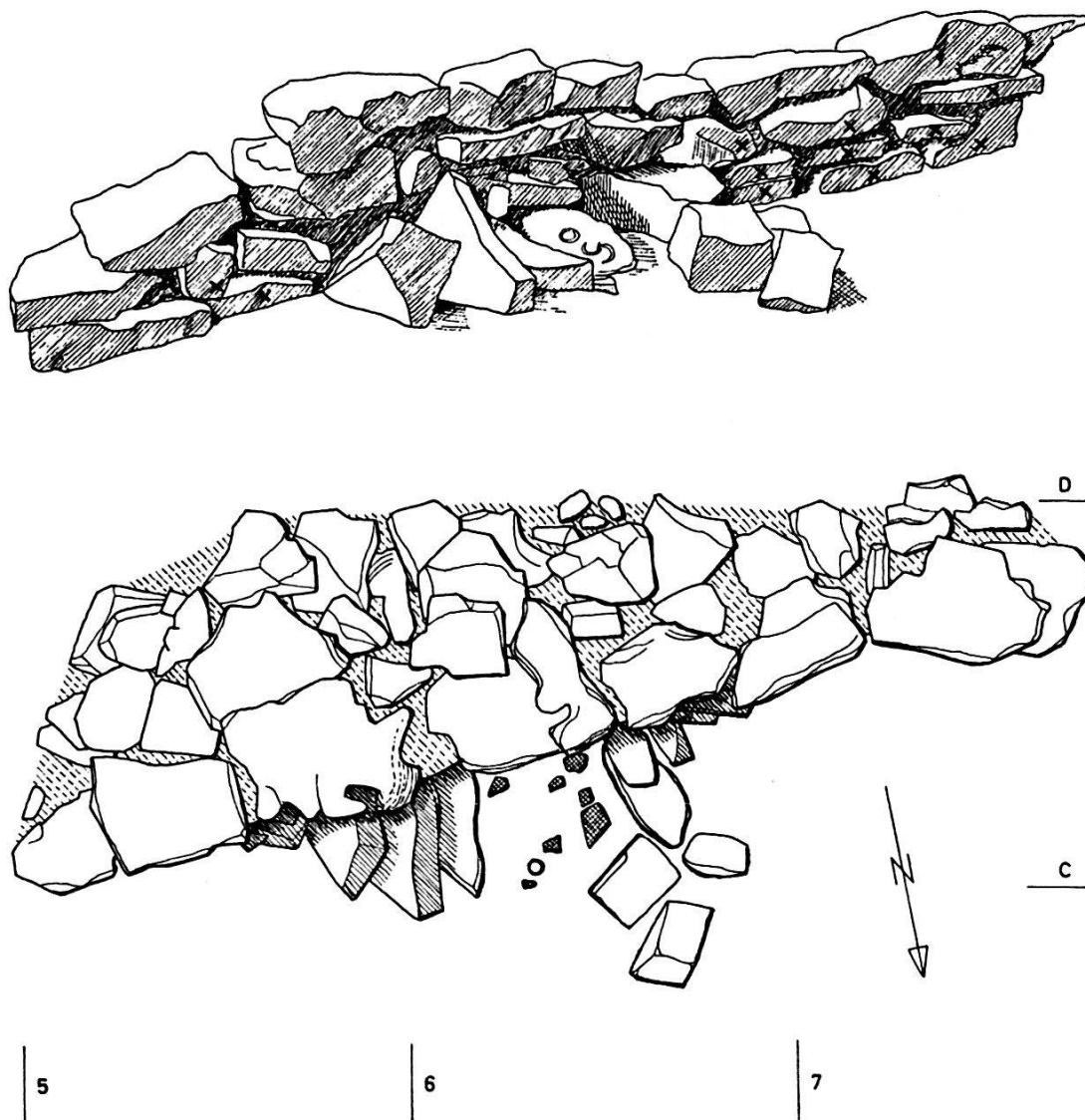


Abb. 13. Riehen-Britzigerwald Grabhügel 1971: Abschlußmauer mit Ossuar. –
 Oben, perspektivische Ansicht, Steine mit Brandrötung sind mit Kreuz markiert. –
 Unten, steingerechte Aufnahme der Aufsicht.

(Abb. 17.6). Außer der Trockenmauer beim Ossuar wurde das Hügelmaterial rund um den Betonsockel bis an Linie F abgetragen. Mit einem Kranwagen konnte dann das nun freistehende Betonfundament abgehoben werden. Darunter lagen noch zahlreiche Knochen in situ: Die nordwestlich des Sockels angetroffene Häufung von Fußknochen konnte weiter verfolgt werden. In Feld E 5 endlich kamen mehrere Langknochen zwischen Linie F und dem Betonblock zum Vorschein (Abb. 14).

Bei der Aufnahme des Hügelprofils auf der ungestörten Linie F gegen Süden (Abb. 12) fielen zwischen Linie 5 und 6 zwei angeschnittene Mauerwangen auf, deren Zwischenraum mit lehmiger Braunerde angefüllt war und zahlreiche Langknochen enthielt. Dies führte zur Vermutung, daß wir eine Grabkammer ange-

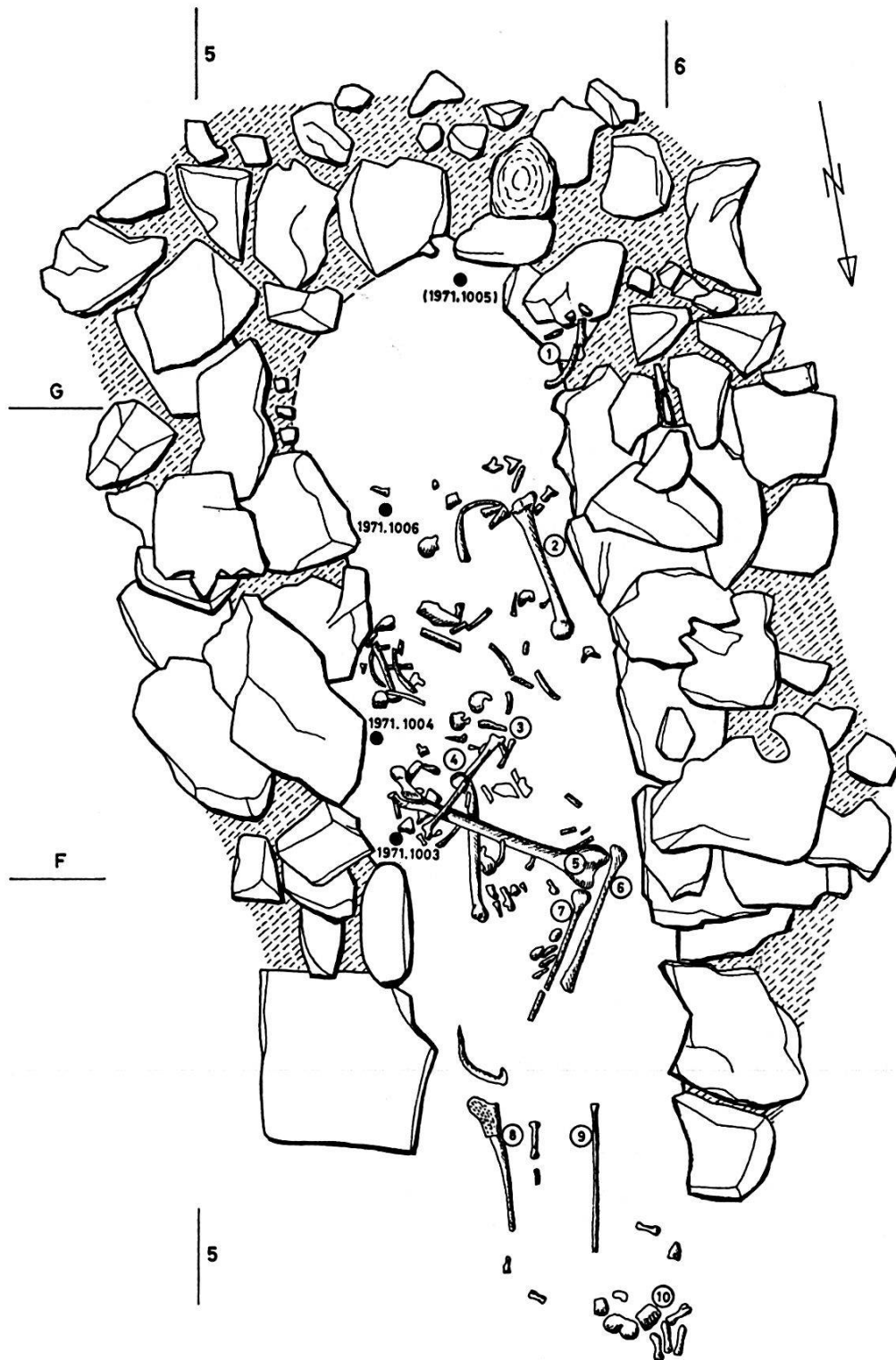


Abb. 14. Riehen-Britzigerwald Grabbügel 1971: Zentrales Kammergrab. Schwarze Punkte mit Museumsnummern beziehen sich auf den beigefügten Katalog; die Nummern mit Umkreis auf die anthropologische Bestimmung: 1=Schädelknochen; 2=rechter Oberarm; 3=linke Speiche; 4=linker Oberarm; 5=linker Oberschenkel; 6=linkes Schienbein; 7=rechter Oberschenkel, fragmentiert in Seitlage; 8=rechte Unterschenkelknochen; 9=linkes Wadenbein. Aufnahme A. Furger. – Maßstab 1:20.

schnitten hatten. Um deren Auffüllung schichtenweise untersuchen zu können, wurde die Grabungsfläche bis Linie G, 50 erweitert. Bereits beim Abtragen des obersten Steinmantels kamen in Feld G 5 größere Hirnschädelfragmente und ein Unterkieferbruchstück zum Vorschein, und zwar in sehr unterschiedlichen Höhenlagen, ferner stark brandgerötete Kalksteinbrocken und 8 cm unter der Humusoberfläche ein verbogener, 15 cm langer und 0,7 mm dicker Draht aus hochkarätigem Gold (Abb. 15.5). Dieser Fund ließ nichts Gutes erahnen. Die im Profil erkannten Mauerwangen erwiesen sich als Teile einer oval-rechteckigen, 60 cm breiten und genau südnordorientierten Grabkammer. Sie setzte direkt auf den gewachsenen Boden auf und enthielt viele zwar gut erhaltene Menschenknochen, die aber in ihrer Lage vollkommen gestört waren (Abb. 14). Schädelfragmente fanden sich zur Hauptsache am Südeinde, während der Großteil der Fußknochen am Nordende unter dem Betonfundament lag, was eine ursprüngliche Südnord-Orientierung des Toten wahrscheinlich macht. Zwischen den Knochen, entlang der Ostmauer, lagen in Feld F 5 zwei kleine Fragmente eines schnurverzierten Bechers (Abb. 15.1, 2) und unmittelbar auf dem Fels ein Abschlag aus ockerfarbigem Silex (Abb. 15.3) und eine abgebogene Nadelspitze aus Bronze (Abb. 15.4)⁴⁶. Die Trockenmauer der Grabkammer war stellenweise noch 65 cm hoch erhalten und von gleicher Bauart wie die Ossuarmauer. Im Störungsbereich des Betonsockels konnte in der untersten Lage die Flucht der Längsmauern noch weiter nach Norden verfolgt werden (Abb. 14). Die Knochen in den tieferen Lagen des Mauergrabes waren alle gut erhalten und scheinen zum gleichen Individuum zu gehören.

Um sicher zu gehen, ob die Verwitterungsschicht vom gewachsenen Fels herrührt, wurde dieselbe nördlich der Linie F durchstoßen. Sie enthielt lediglich in Feld E 4 einen kleinen Buntsandsteinbrocken, der in unmittelbarer Nähe beim Inzlingertal ansteht. Das Bröcklein dürfte beim Bau des Grabhügels eingetrampelt worden sein.

Auswertung

Grabbau und Bestattung:

Es war ein Glücksfall, daß trotz der Störung durch das Antennenfundament die Konstruktionselemente des Grabhügels so klar er-

⁴⁶ Die genannten Gegenstände finden sich auf Abb. 14 mit ihren Museumsnummern eingetragen.

kannt werden konnten. Da bisher nur wenige genaue Untersuchungen von bronzezeitlichen Hügelgräbern aus unserer Gegend vorliegen, ist der Befund im Britzigerwald (gemauertes Zentralgrab und Trockenmauer mit Ossuar) besonders aufschlußreich.

Eine ähnliche Kombination im Grabbau liegt aus Tiengen, Landkreis Waldshut (D), vor⁴⁷. Dort wurde um ein steinumstelltes, wenig eingetieftes Zentralgrab mit Körperbestattung ein großes Trockenmauer-Viereck festgestellt, an dessen Nordseite zwei Brandbestattungen angelegt waren. Kimmig datiert das Tiengener Zentralgrab in die frühe Mittelbronzezeit (Reinecke Stufe B 1) und betrachtet die beiden Brandgräber als Nachbestattungen der Stufe B 2.

Ummauerte Körpergräber in mittelbronzezeitlichen Grabhügeln sind keine Seltenheit⁴⁸. Sie sind wohl weniger auf einheitliche Bestattungsgebräuche zurückzuführen, sondern eher abhängig vom örtlichen Angebot an Baumaterial. Wie im Britzigerwald liegen die Körpergräber meist direkt auf dem gewachsenen Boden auf und sind nicht in Grabgruben eingetieft. Die Orientierung der Skelette ist sehr unregelmäßig; sie läßt höchstens innerhalb von mehrfach belegten Hügeln eine Einheitlichkeit erkennen⁴⁹.

Die Brandbestattung in einer Ossuarnische ist ein Bindeglied zwischen dem Brandschüttungsgrab, das 1969 im benachbarten Hügel A vorgefunden wurde⁵⁰, und den für die Spätbronzezeit typischen Urnengräbern. Bei unserm Hügel wurden die kalzinieren Knochen zusammen mit Schmuckteilen und Scherben eines großen Tongefäßes in einem eigens dafür hergerichteten Steinkammerlein deponiert. Ob es sich um eine echte Urnenbestattung handelt, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Dagegen spräche die Tatsache, daß unter der Bodenkalotte des Gefäßes neben vereinzelt Knochensplintern auch eine Randscherbe lag; dafür der Um-

⁴⁷ Kimmig W. und Unser St., Ein Grabfund der Hügelgräberbronzezeit von Tiengen, Ldkr. Waldshut, in: *Germania* 32, 1954, 147.

⁴⁸ Zum Beispiel in: Wolfhagen (Uenze O., Hirten und Salzsieder, Vorgeschichte von Nordhessen, Dritter Teil, Marburg 1960, 151, Abb. 29, Taf. 64b). – Allendorf (Uenze O. 1960, 151, Taf. 66). – Schwarza, Hügel 2, Bestattung 11 (Feustel R., Bronzezeitliche Hügelgräberkultur im Gebiet von Schwarza (Südthüringen), Weimar 1958, 2 und 67, Taf. 7, 1).

⁴⁹ Holste F., Die Bronzezeit in Süd- und Westdeutschland, Berlin 1953, 22; Schaeffer F. A., Les Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Haguenau, I: Les Tumulus de l'Age du Bronze, Haguenau 1926, 220; Kimmig W., Weiningen und Harthausen, in: *Festschrift Emil Vogt*, Zürich 1966, 75, Abb. 3 und 7.

⁵⁰ Freuler Chr., Bronzezeitlicher Grabhügel im Britzigerwald bei Riehen, in: *BZ* 70, 1970, 250, besonders 257 und Anm. 32–34.

stand, daß die Hauptmasse der Knochen und sämtliche Beigaben über dem Gefäßboden lagen⁵¹. Wie die Beobachtungen im Flachgräberfeld von Immendingen⁵² zeigen, sind echte Urnenbestattungen bereits in Bronzezeit D, d.h. für die Übergangszeit von der Mittel- zur Spätbronzezeit nachgewiesen.

Das Geschlecht der Bestatteten läßt sich anhand der Kleinfunde nicht mit Sicherheit bestimmen. Für das Zentralgrab sind der Bronzespachtel (Abb. 17.1) und der Golddraht (Abb. 15.5) nur bedingt maßgebend, da sie nicht in direktem Zusammenhang mit dem Mauergrab gefunden wurden. Der Golddraht als Schmuckteil läßt sich keinem Geschlecht zuweisen, da z.B. goldene Lockenspiralen in Frauen- wie auch in Männergräbern vorkommen⁵³, während die feingerippte zu einem Spachtel umgearbeitete Nadel wegen ihrer wiederholten Vergesellschaftung mit Waffen oft als Beigabe in Männergräbern belegt ist⁵⁴. Auch die anthropologische Untersuchung der wenigen Schädelreste ergab für die Geschlechtsbestimmung der Zentralbestattung kein eindeutiges Ergebnis (siehe unten).

Bauvorgang und Belegungsablauf:

Rekonstruieren wir den Bauvorgang und Belegungsablauf des Grabhügels (zur Datierung siehe unten): Auf der Kuppe des Britzigerwaldes wurde zunächst in Trockenmauerwerk eine südnordorientierte Grabkammer auf dem anstehenden Fels aufgebaut. Darin wurde ein Leichnam, vermutlich in gestreckter Rückenlage, Kopf im Süden, mit reichen Beigaben bestattet. Über der Grabkammer errichtete man aus den reichlich vorhandenen Kalksteinbrocken einen Hügel, der im unteren Teil auch lehmige Erde enthält, wahrscheinlich zur Hauptsache verwittertes Gestein. In den obersten Lagen erscheint der Panzer als bloßliegender Steinmantel. In späterer Zeit wurde die Nordseite des ursprünglich runden Grabhügels angegraben und mit einer etwa 50 cm hohen Mauer abgestützt. Auf dem so erhaltenen Vorplatz nördlich des Hügels wurde eine Tote mitsamt ihrem Schmuck verbrannt, daher die starke Brandrötung

⁵¹ Es ist auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß das Gefäß in halbrochenem Zustand deponiert wurde.

⁵² Immendingen, Gräber 9, 15 und 17: Garscha F., Das bronzezeitliche Gräberfeld von Immendingen, in: Badische Fundberichte 13, 1937, 68, Taf. 5.

⁵³ Rieth A., Württembergische Goldfunde der Hügelgräberbronzezeit, in: Germania 23, 1939, 148.

⁵⁴ Osterwalder Chr., Die Mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 19, 1971, 33.

an etlichen Stirnseiten der Trockenmauer-Steine. Nach der Verbrennung wurden die Knochenasche und der teilweise geschmolzene Schmuck samt einem Gefäß in einem der Trockenmauer vorgebauten Steinkammerlein deponiert.

Der Vorplatz wurde nun wie der übrige Hügel mit Steinen überdeckt, was eine kleine Ausweitung des Tumulus zur Folge hatte (Abb. 11). Der Steinhügel muß längere Zeit frei von Erde gewesen sein, da die Oberflächen der Blöcke stark verwittert waren, und einige Steine auf den benachbarten gewachsenen Fels herunterrollen konnten. Zu unbekannter Zeit, vielleicht in der römischen Epoche⁵⁵, wurde das Zentralgrab ausgeraubt und seine Knochen durchwühlt (Abb. 14). Die lockere Hügelaufschüttung im Feld E4 (Abb. 12) läßt das vermutliche Störungsloch erkennen. Vom Reichtum dieser Bestattung zeugen einige verschleppte Funde, wie z. B. das Golddrahtstück und der verzierte Bronzespachtel (Abb. 15.5 und 17.1).

Datierung

Trotz der Verwandtschaft im Grabbau ist der Grabhügel B (1971) vom Britzigerwald jünger anzusetzen als jener von Tiengen⁵⁶. Das ausgeplünderte, ummauerte Zentralgrab ist leider nicht direkt datierbar, da jegliche Beigaben fehlen. Einzig der Golddraht und vor allem der verschleppte Bronzespachtel (Abb. 17.1) weisen in die späteste Mittelbronzezeit (Reinecke Stufe C2). Die Grabsitte – Körperbestattung, Ummauerung – ist noch typisch mittelbronzezeitlich.

Das Ossuargrab aber trägt bereits spätbronzezeitlichen Charakter, was durch die kantige Profilierung des Keramikgefäßrandes (Abb. 16.1) unterstrichen wird. Die Zentral- und Ossuarbestattung liegen zeitlich wohl wenig auseinander. Es ist anzunehmen, daß die Leute, welche die Nachbestattung vollzogen, noch eine klare Vorstellung von der Anlage des Mauergrabes hatten. Das Ossuar dürfte kaum später als in der Bronzezeit Stufe D angelegt worden sein.

Obwohl sich die beiden Bestattungen im Hügel B 1971 anhand der Kleinfunde nur versuchsweise datieren lassen, können sie grabtypologisch der spätesten Mittelbronzezeit zugewiesen werden und sind somit etwa zeitgleich mit Hügel A 1969.

⁵⁵ Siehe Katalog Nummern 1971. 1026 und 1027b, Abb. 17.3.

⁵⁶ Kimmig W. und Unser St. (Anm. 47) 1954.

Katalog der Kleinfunde:

Die wichtigsten Objekte aus dem Grabhügel sind in Abb. 15–17 wiedergegeben. Nicht angeführt sind die rund 125 unverzierten Wandscherben und die wenigen atypischen Silexabschläge.

Aus dem Zentralgrab (Abb. 15, Fundlage Abb. 14):

1971.1002 und 1003 (Abb. 15.1, 2): Zwei WS des gleichen Gefäßes aus rötlichbrauner, fein gemagerter Keramik, Wanddicke 6 mm.

FO: Punkt F,10/5,40, im Zentralgrab, 485,90 m.

Die Fragmente zeigen Schnur- und Stichverzierung, wie sie ähnlich auf schnurkeramischen Gefäßen vorkommen. Wie die Silexartefakte (1971.1035, 1001 und 1004), veranschaulichen sie auch am zweiten untersuchten Hügel im Britzigerwald die Begehung des Geländes schon in neolithischer Zeit⁵⁷.

1971.1004 (Abb. 15.3): Kleiner Abschlag aus ockerfarbenem Silex
FO: Punkt F,34/5,34, in der untersten Knochen-schicht des Zentralgrabes.

1971.1005 (Abb. 15.5): Verbogener Draht aus hochkarätigem Gold⁵⁸. Länge 150 mm.

FO: über dem Südennde des Zentralgrabes, Feld G 5, 8 cm unter der Hügeloberfläche.

Stammt vermutlich aus dem gestörten Zentralgrab. Goldfunde der Mittleren Bronzezeit sind bei uns selten. Es handelt sich meist um kleine (Locken-?) Spiralen aus Draht. Leider läßt sich die ursprüngliche Form unseres stark verformten Drahtes nicht mehr erkennen. Goldfunde häufen sich im «Horizont Weiningen» (etwa Stufe Reinecke B2)⁵⁹.

1971.1006 (Abb. 15.4): Nadelspitze aus Bronze, erhaltene Länge 24 mm.

FO: Punkt F,83/5,37, im Zentralgrab auf dem gewachsenen Boden.

Auch dieser Fund wird wohl zum gestörten Inventar des Zentralgrabes gehören.

Aus dem Ossuar (Abb. 16):

⁵⁷ BZ 70, 1970, 251 und Abb. 7. Die Koordinate F, 10/5, 40 bedeutet Schnittpunkt Linie Meter F und 10 cm zu Meter 5 und 40 cm.

⁵⁸ Strichfarbe hellgelb. Reaktion auf Salpeter und Schmelzperle: Gold, hochkarätig (Materialexpertise von Prof. E. Schmid).

⁵⁹ Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 26 und Tafel 5.5; – Kimmig W. und Unser St. (Anm. 47) 1954, 162; – Rieth A. (Anm. 53) 1939, 147 und Tafel 16.8–12.

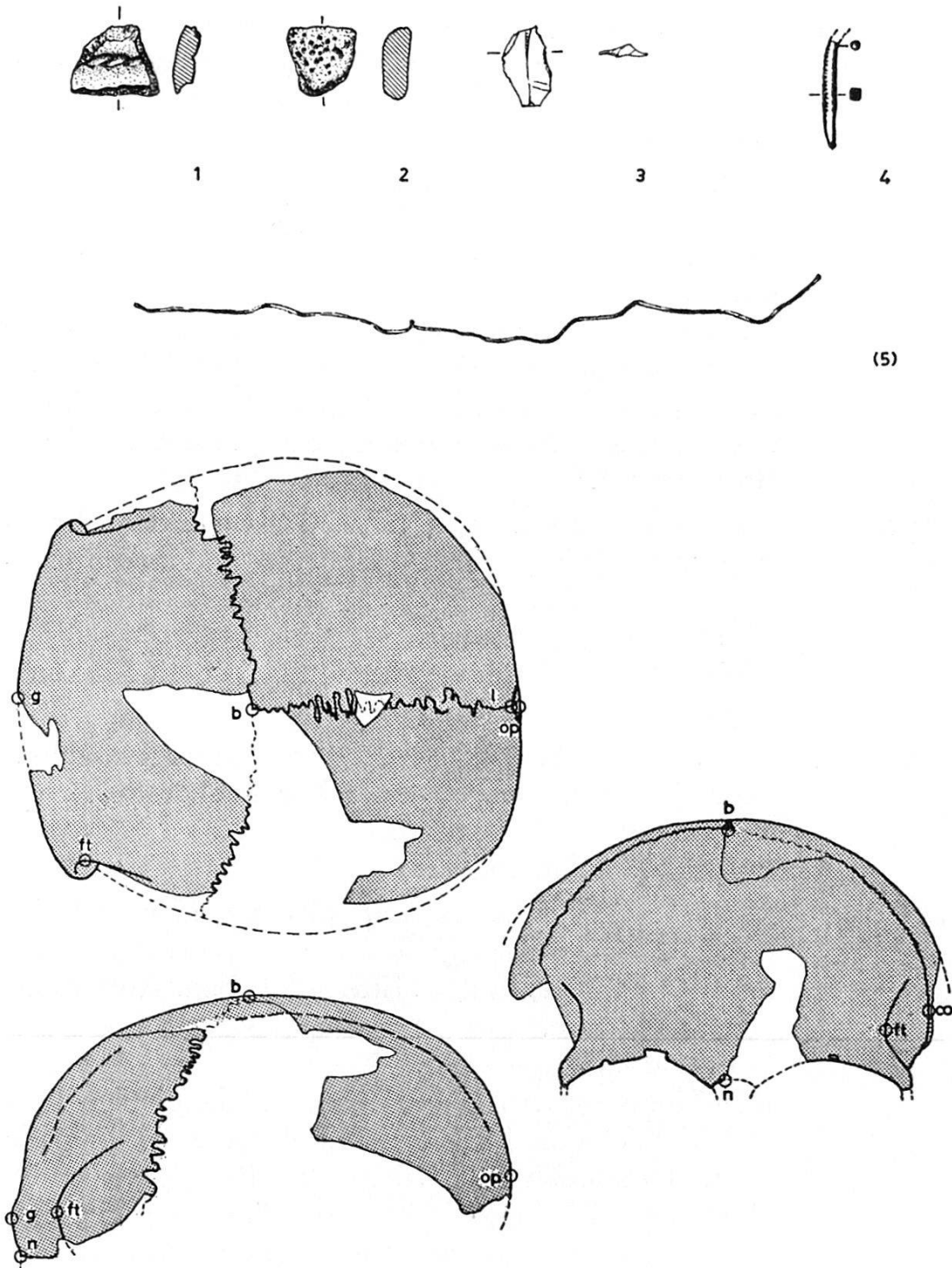


Abb. 15. Riehen-Britzigerwald Inventar des Zentralgrabes Grabhügel 1971: 1,2= Wandscherbe mit Schnur- und Stichverzierung (1971.1002 und 1003); 3=kleiner Silexabschlag (1971.1004); 4=bronzene Nadelspitze (1971.1006); 5= Golddraht (1971.1005), zu Häupten der Kammer gefunden; 6=Schädel. - Gezeichnet 1-5 von R. Keller, 6 von A. Furger. - Maßstab 1:2; Schädel 1:3.

- 1971.1011 bis 1013 (Abb. 16.1): Zahlreiche Fragmente eines großen Gefäßes mit ausschwingender Mündung. Ton schwarz, stark gemagert und in den oberen Zonen geglättet.
Mündungsdurchmesser 194 mm.
FO: Feld C6, im Ossuar (Abb. 13).
Leider läßt sich das Gefäß nicht ganz zusammensetzen. Es scheint schon in zerbrochenem Zustand zusammen mit Leichenbrand und Beigaben ins Ossuar gelangt zu sein. Der leicht kantig profilierte Rand weist in die Späte Bronzezeit⁶⁰. Die ausschwingende Mündung findet sich an Gefäßen der ganzen Mittleren Bronzezeit⁶¹.
- 1971.1014 und 1015 (Abb. 16.2, 3): Zwei unverzierte Bronzeringe von 40 bis 43 mm Durchmesser und linsenförmigem Querschnitt.
FO: Feld C6, im Ossuar.
Kleine Ringe mit übergreifenden Enden sind selten⁶² und erlauben keine nähere Datierung.
- 1971.1016 (Abb. 16.4): Fragment eines Bronzeringes, durch Feuereinwirkung verbogen, mit einfacher Strichverzierung auf der Außenseite.
FO: Feld C6, im Ossuar.
- 1971.1017 (Abb. 16.5): Bronzering mit spitzen Enden und einfacher Strichverzierung auf der Außenseite. Querschnitt breitoval; in der Mitte gebrochen. Abmessungen 50 × 69 mm.
FO: Feld C6, im Ossuar.
Die Ringe 1971.1016 und 1017 sind langlebige Formen, die sich von der frühen Mittelbronzezeit bis in die ältere Urnenfelderzeit halten. Im Brandgrab 3 des Tiengener Grabhügels (Stufe B 2) fand sich ein ähnliches Exemplar, das ebenfalls im Feuer verbogen und fragmentiert wurde⁶³. Die ähnlichsten Stücke aus der

⁶⁰ Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 47.

⁶¹ Crestaulta (Burkhart W., Crestaulta, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 5, 1946, 39. Typ L Abb. 49.517 und Textabbildung 8, Schicht b); – Harthausen (Kimmig W. (Anm. 49) 1966, 85 und Abb. 9.1); – Maisbirnbaum (Willvonseder K., Die mittlere Bronzezeit in Österreich, Wien 1937, 366 und Tafel 16.1, 3 und 17.2).

⁶² Niederelsungen (Uenze O. (Anm. 48) 1960, 161 und Tafel 82.4, 8–10).

⁶³ Kimmig, W. und Unser St. (Anm. 47) 1954, 155 und 163, Abb. 6.4.

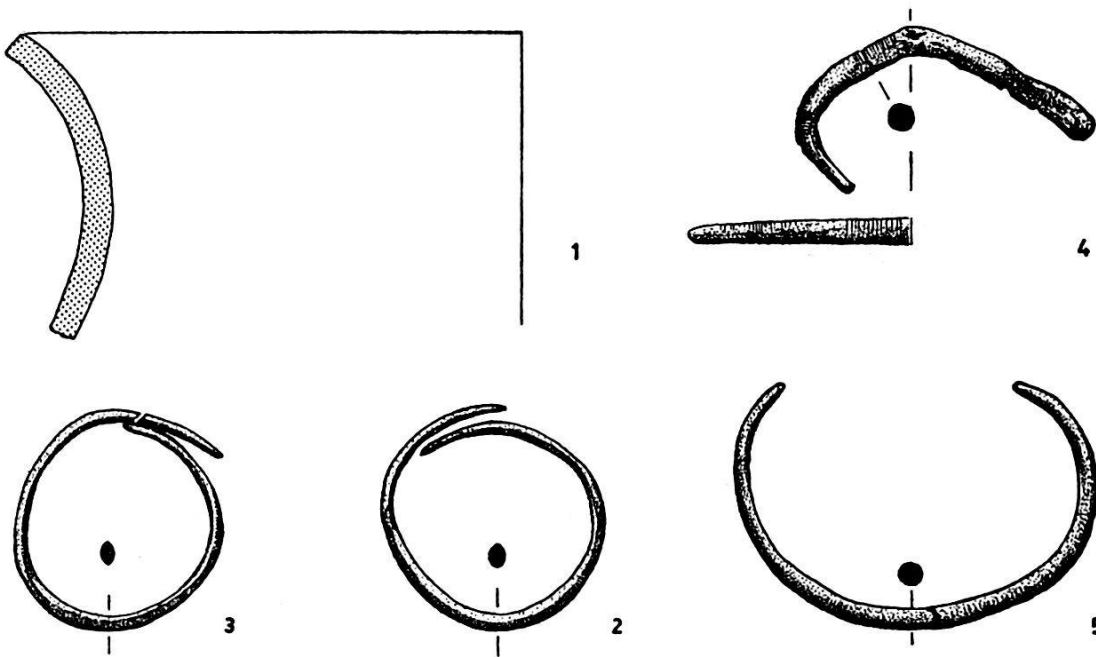


Abb. 16. Riehen-Britzigerwald Inventar des Ossuars Grabhügel 1971: 1 = Rand- und Wandscherben eines großen Gefäßes mit ausschwingendem Rand (1971.1011); 2,3 = unverzierte Bronzeringe (1971.1014,1015); 4 = Fragment eines Bronzeringes mit einfacher Strichverzierung (1971.1016); 5 = Bronzering mit spitzen Enden und einfacher Strichverzierung (1971.1017). Gezeichnet von R. Keller. – Maßstab 1:2.

Schweiz stammen aus Fundkomplexen der mittleren bis späteren Hügelgräberbronzezeit (Mittelbronzezeit)⁶⁴.

Aus der Hügelaufschüttung (Abb. 17):

1971.1035 (Abb. 17.4): Bruchstück eines kleinen Daumenkratzers aus grauem Silex, Länge 17 mm.

FO: Hügelwestseite, im obersten Steinmantel.

Derart kleine Kratzer sind typisch für das Mesolithikum; sie kommen aber auch vereinzelt in neolithischen Komplexen vor⁶⁵.

1971.1001 (Abb. 17.7): Klinge aus beige patiniertem Silex, beidkantig retuschiert, unteres Ende abgebrochen, Länge 65 mm.

⁶⁴ Osterwalder Chr. (Anm. 54), 1971, 24 und 33, besonders Tafel 8.13, 14 (Neuhausen) und 10.4 (Wohlen); – Repertorium zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 2, Basel 1954, Tafel 6.16 (Schleitheim).

⁶⁵ Wyss R., Das Mesolithikum, in: Archäologie der Schweiz 1, 1968, 123 und Abb. 10.2–4 und 16.5–10; – Itten M., Die Horgener Kultur, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 17, 1970, Tafel 45.24; 50.44–46; 56.25–26.

- FO: Punkt C,58 / 7,80, im zweitobersten Steinmantel. Die Retuschierungsart ist charakteristisch fürs Neolithikum⁶⁶.
- 1971.1008 (Abb. 17.1) Bronzespachtel mit verziertem Griff, wohl aus einer Nadel umgearbeitet. Griffende scheibenförmig verdickt, darunter 11 Rillen, deren Zwischenzonen teilweise mit Diagonalstrichen verziert sind. FO: Punkt A,17 / 4,70, an der nördlichen Hügelperipherie, 8 cm unter dem Waldboden. Es könnte sich um eine Beigabe aus dem Zentralgrab handeln, die bei der Plünderung verschleppt wurde. Die Ausgangsform des Spachtels war eine «feingerippte Nadel», welche Chr. Osterwalder als Leitform des jüngsten Abschnitts der Mittleren Bronzezeit herausgearbeitet hat⁶⁷. In Bayern ist diese Form typisch für die Stufe C2⁶⁸. Aus Zürich ist ein Einzelfund aus der Limmat bekannt, der in der Griffpartie bis ins Detail mit unserem Exemplar übereinstimmt⁶⁹. Die Form ist auch im Rheintalgraben und im Elsaß vertreten⁷⁰.
- 1971.1009 (Abb. 17.8): WS aus dunkelbrauner, fein gemagerter Keramik. Außenseite durch doppelte Zickzacklinie zwischen zwei Horizontalrillen verziert. FO: Feld D6, im zweitobersten Steinmantel. Das Ornament ist in der Mittelbronzezeit und in der frühen Urnenfelderzeit geläufig und erlaubt keine genauere Datierung⁷¹.
- 1971.1020 (Abb. 17.6): WS aus feinkörniger, brauner Keramik, Oberfläche schwarz, trägt schräge Einstichverzierung. FO: Feld D6/E6, wenig über dem gewachsenen Boden.

⁶⁶ Sauter M. R. und Gallay A., Les premières cultures d'origine méditerranéenne, in: Archäologie der Schweiz 2, 1969, 47 und Abb. 11.2.

⁶⁷ Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 31.

⁶⁸ Torbrügge W., Die Bronzezeit in Bayern, in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 40, 1959, 1 besonders 43 und Abb. 12.4, 14 und 13.6.

⁶⁹ Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 5, 1884–87, 284 und Tafel 14.9

⁷⁰ Köster R., Die mittlere Bronzezeit im nördlichen Rheintalgraben, in: Antiquitas Reihe 2: 2, 1968, 37 und Tafel 27.8 und 33.11; – Schaeffer F. A. (Anm. 49) 1926, 30 und 45, Abb. 13. L und 21. A.

⁷¹ Mittlere Bronzezeit: Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 42 und Tafel 49.13. – Urnenfelderzeit: Kimmig W., Die Urnenfelderkultur in Baden, in: Römisch-Germanische Forschungen 14, 1940, Tafel 2. C. 2–3.

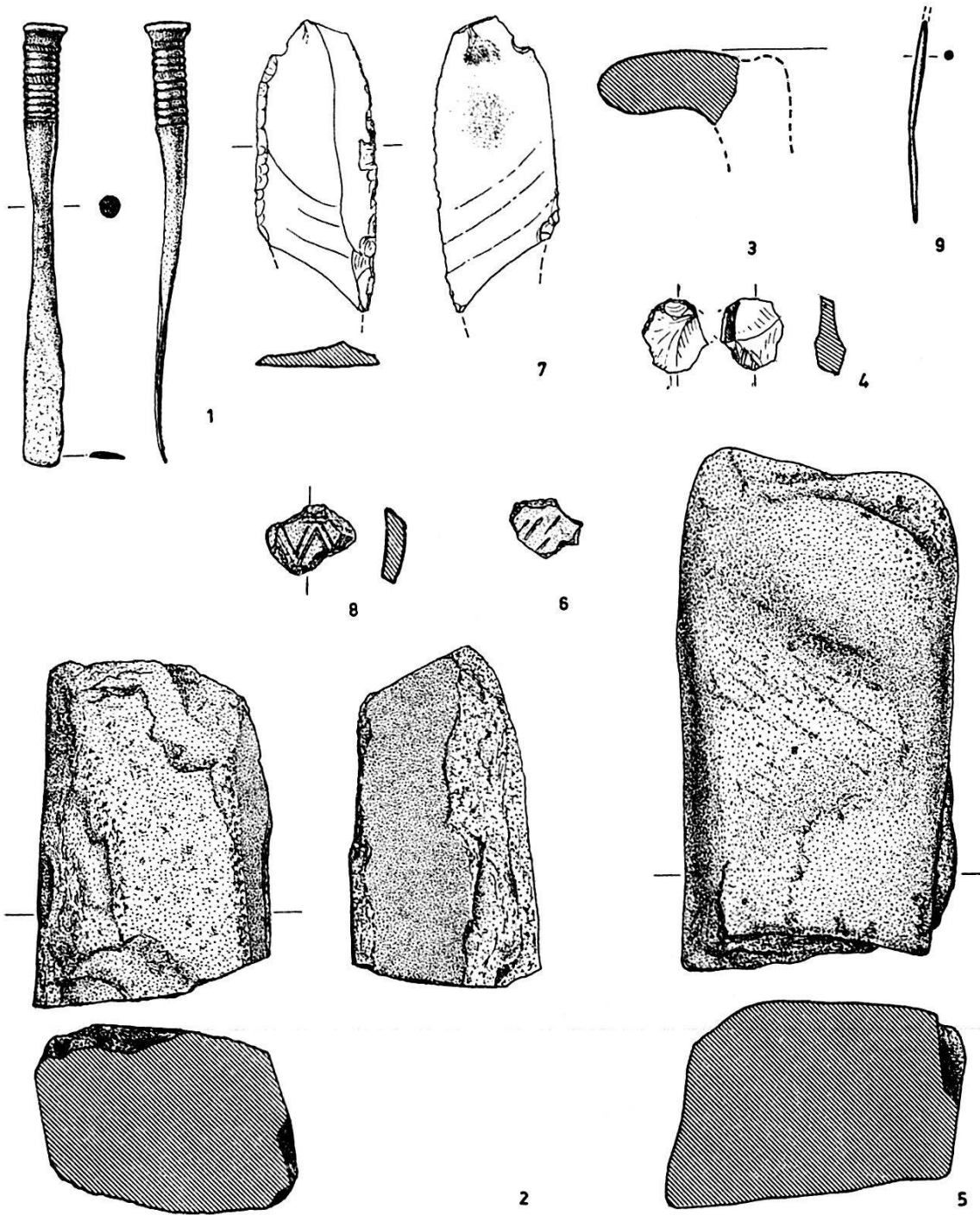


Abb. 17. Riehen-Britzigerwald Funde aus der Aufschüttung des Grabhügels 1971: 1=Bronzespachtel (1971.1008); 2=Schlagstein aus Quarzit (1971.1034); 3=Randscherben (1971.1027); 4=Daumenkratzer (1971.1035); 5=Sandstein mit Schleifspuren (1971.1033); 6=Scherben mit Strichzier (1971.1020); 7=Silexklinge (1971.1001); 8=Scherben mit eingefasster Zickzacklinie (1971.1009); 9=bronzene Nadelspitze (1971.1023). Gezeichnet von R. Keller. - Maßstab 1:2.

- Einstichverzierung ist eine mittelbronzezeitliche Erscheinung, die auch in der Schweiz mehrfach belegt ist und besonders für die württembergische Keramik bezeichnend ist⁷².
- 1971.1023 (Abb. 17.9): Spitze einer bronzenen Nadel, 45 mm lang erhalten.
FO: Punkt D₅₀ / 6,72, auf dem gewachsenen Boden.
- 1971.1033 (Abb. 17.5): Glättstein aus bräunlichem, glimmerführendem Sandstein; trägt deutliche Schleifspuren auf den Breitseiten. Ein Ende ist abgebrochen. Länge 115 mm.
FO: Feld D₃, im obersten Steinmantel.
- 1971.1034 (Abb. 17.2): Schlagstein aus rötlichem, feinkörnigem Quarzit. Die Schmalseiten werden von der ursprünglichen Gerölloberfläche gebildet. Die Breitseiten tragen deutliche Schlagspuren. Die Enden sind abgebrochen. Länge 73 mm.
FO: Punkt E₃, im obersten Steinmantel.
Möglicherweise wurde das Gerät beim Zurechtschlagen von Mauersteinen benützt.
- 1971.1026 BS einer ockerfarbigen, grobtonigen Schüssel, Bodendurchmesser ca. 140 mm.
FO: Punkt E₂₀ / 2,45, 20 cm tief im Waldhumus.
- 1971.1027b (Abb. 17.3): RS aus ockerfarbener, grobtoniger Keramik. Randdurchmesser nicht bestimmbar.
FO: Hügelwestteil, im obersten Steinpanzer.
Die Stücke 1971.1026 und 1027b, sowie zahlreiche hier nicht aufgeführte WS desselben Materials scheinen zum gleichen Gefäß zu gehören. Die große Wanddicke, der grobe Ton, die rötlichgelbe Farbe und die Randform lassen an eine römische Kragenrandschüssel denken. Sie könnte vielleicht mit der Plünderung des Zentralgrabes in Zusammenhang stehen.

Menschenknochen

Es liegen Reste von drei Individuen vor, die in der anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Basel untersucht wurden:

⁷² Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 46.

Nummer 1703⁷³ (Abb. 15):

Fast vollständiges, gut erhaltenes Skelett aus dem ummauerten Zentralgrab. Da der Schädel bei der Plünderung des Grabes in obere Schichten geriet, ist er schlecht erhalten und stark fragmentiert. Erhalten sind ein Unterkieferfragment, elf Zähne und Teile der Kalotte mit Stirnbein. Es lassen sich folgende Maße nehmen:

Größte Hirnschädellänge (Martin 1)	(167) mm
Größte Hirnschädelbreite (8)	(≥154) mm
Kleinste Stirnbreite (9)	103 mm
Größte Stirnbreite (10)	(134) mm
Obergesichtsbreite (43)	116 mm

Die Maße 1 und 8 sind wenig zuverlässig, da der Schädel stark rekonstruiert ist. Die Länge (1) liegt an der unteren Variationsgrenze bronzezeitlicher Schädel aus der Schweiz (Mittel: 182 mm, Variationsbreite: 164–200 mm)⁷⁴. Die Hirnschädelbreite (2) ist sehr groß (Variation Bronzezeit: 127–150, Mittel: 140). Der Schädel ist somit brachycran (= rundlich; Längenbreitenindex – mit Vorbehalten: 92) und liegt an der obersten Grenze der starken Variationsbreite in der Bronzezeit (68–91).

Zur breiten Schädelkapsel paßt die breite Stirn (kleinste Stirnbreite in der Bronzezeit: 96,6 im Mittel, Variationsbreite: 81–104). Der transversale Frontalindex liegt mit 77,8 nur wenig unter dem Mittelwert (Bronzezeit: 82 – Rezente Schweizer: 79). Auch die Obergesichtsbreite (43) ist überdurchschnittlich groß. Der Fronto-Biorbitalindex nimmt mit 88,8 eine Mittelstellung zwischen dem Wert für Rezente (= 94) und für Neolithiker (= 72) ein.

Die Schädelnähte sind offen, einzig die Sutura sagittalis zeigt Anfänge von Verwachsung, was für adultes Alter spricht. Die Zähne sind aber schon stark abgekaut. Aufgrund der ausgeprägten Überaugenwülste und des kräftigen Skelettbaues ist das Geschlecht wahrscheinlich männlich.

Die Körpergröße läßt sich anhand der Langknochen auf 169,5 cm (nach Pearson) bzw. auf 172 cm (nach Breitinger) ermitteln.

Bemerkenswert ist ein gut verheiltes Knochenbruch an der rechten Elle. Die beiden Schienbeinknochen fallen durch ihren lang-

⁷³ Inventarnummer des Naturhistorischen Museums Basel, Anthropologische Abteilung.

⁷⁴ Schwerz F., Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart, Stuttgart 1915, Tabelle 142, der auch die andern Schädelmaße entnommen sind.

schmalen Querschnitt auf. Deshalb seien hier einige Indizes vorgelegt:

Querschnittsindex der Mitte: linke Tibia: 57,6, rechte Tibia: 53,0. Die Variationsbreite beträgt 61–89, das Mittel 75!

Index cnemicus (= Querschnittsindex am foramen nutricium): linke Tibia: 52,6, rechte Tibia: 54,1. Die Tibien sind somit hyperplatycnem. Die Variationsbreite beträgt 50–90, das Mittel 71. Ein kleiner Index cnemicus wird als primitives Merkmal betrachtet (was jedoch – an einem einzelnen Skelett beobachtet – nicht interpretierbar ist).

Robustizitätsindex: linke Tibia: 13,3.

Trotz des großen sagittalen Diaphysendurchmessers von 33 mm entspricht der Robustizitätsindex dem der graziilen Neolithiker (um 13,6). Allgemeine Variationsbreite: 13,5 – 21,5.

Dank der separaten Bergung und Bestimmung aller Knochen des Zentralgrabes war es möglich, den Grad der Störung bei der Plünderung zu untersuchen:

Die Schädelfragmente und Halswirbel lagen alle am Süden des Grabes und die Fußknochen am Nordende, womit eine ursprüngliche Süd-Nord-Orientierung gesichert erscheint. Teile der Unterschenkel lagen als einzige Knochen noch in situ. Die Oberschenkel-, Arm- und Oberkörperpartien waren gänzlich durchwühlt und lagen kreuz und quer durcheinander (Abb. 14). Es fällt auf, daß mehrere Langknochen auf der gegenüberliegenden Seite ihrer ursprünglichen Lage liegen – vorausgesetzt, es handelte sich um eine gestreckte Rückenbestattung, was die Kammer-Ausmaße sowie die Unterschenkel in situ nahelegen. Da kein Gelenk im ursprünglichen Verband vorgefunden wurde, muß die Plünderung mindestens 30 Jahre nach der Grablegung erfolgt sein; denn nach Beobachtungen in Friedhöfen wird für die Verwesung der Weichteile des menschlichen Leichnams eine Dauer von 30 Jahren angenommen⁷⁵.

Nummer 1704⁷³:

Reste eines zweiten Individuums, vor allem aus Feld D 6, stammend aus den untern Lagen zwischen dem zweiten Steinmantel und der Planie. Die Knochen sind einheitlich stark verwittert, während das Zentralgrab-Skelett meist besser erhalten ist. Messungen an den fragmentierten Langknochen lassen sich nicht vornehmen. Eindeutig zuweisen lassen sich nur folgende Fragmente, die entsprechenden Teile sind am Skelett Nr. 1703 ebenfalls vorhanden:

Scapula sin., clavicula sin., ulna sin., tibia dext. (Diaphyse).

⁷⁵ Schmid E., in: Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1966, 46.

Nummer 1705⁷³:

Es ist der Leichenbrand aus dem Ossuar im Feld C6: Zahlreiche kalzinierte Knochenfragmente einer Kinderbestattung (infans II). Die Knochen sind sehr grazil und klein, die Schädelnähte offen, die Epiphysen noch nicht verwachsen. Den Beigaben nach handelt es sich um ein Mädchen. Somit werden auch die beiden Arm?-Ringe (Abb. 16.2, 3) mit nur 4 cm Durchmesser plausibel.

Tierknochen

Im Bereich des Grabhügels kamen nur wenige Tierknochen zum Vorschein. Zwei Fragmente, die in keinem Zusammenhang mit Bestattungen gefunden wurden, lassen sich wie folgt zuweisen⁷⁶:

- 1 Radiusfragment prox., Hase
- 1 Bruchstück eines oberen Backenzahnes eines jungen Rindes.
- Im Ossuar (Abb. 13) fiel auf der Keramiksohle, zwischen den Bronzeringen, eine Konzentration von kleinen Nagetierknochen auf. Es wurde daher eine Erdprobe genommen, die im Labor für Urgeschichte ausgeschlämmt wurde. Die Bestimmung der darin enthaltenen Nagerreste verdanken wir Herrn cand. phil. B. Kaufmann.

Kleintierreste aus dem Ossuar:

Bericht B. Kaufmann

Nach Angabe der Ausgräber fanden sich im Ossuar «kleine Nagetierknochen unmittelbar auf der Gefäßsohle, zwischen den Bronzeringen», die mir in der Folge zur Bearbeitung übergeben wurden. Die teilweise mit einer prachtvollen, grünen Patina überzogenen Kleintierreste, die wohl in sehr früher Zeit ins Ossuar gelangten, gehören sechs verschiedenen Arten an. Die Bestimmung erfolgte nach den Zähnen. Die Knochen wurden nicht bearbeitet, da – auch international – noch keine vergleichenden Untersuchungen gemacht wurden⁷⁷.

⁷⁶ Bestimmung E. Schmid und M. Joos, Labor für Ur- und Frühgeschichte.

⁷⁷ Verwendete Literatur: Baumann F., Die freilebenden Säugetiere der Schweiz, Bern 14, 1949, 492.

Van den Brink F. H., Die Säugetiere Europas westlich des 30. Längengrades, Hamburg 1957, 225.

Gaffrey G., Merkmale der wildlebenden Säugetiere Mitteleuropas, Leipzig 1961, 284.

Schaub S. und Stehlin H. G., die Trigonodontie der simplicidentaten Nager, Basel 1951, 385.

Insectivora, Insektenfresser:

1. *Sorex araneus* L., Waldspitzmaus, und/oder
2. *Sorex minutus* (L), Zwergspitzmaus
3. *Crocidura leucodon* (Hermann), Feldspitzmaus

Rodentia, Nagetiere:

4. *Apodemus sylvaticus* (L), Waldmaus
 5. *Microtus arvalis* (PALL.), Feldwühlmaus
 6. *Microtus agrestis* L., Erdwühlmaus
- Nicht bestimmbar waren 5 Nagerzähne

Alle nachgewiesenen Kleinsäuger – sie sind durchwegs kleiner als die rezenten Artgenossen – leben unterirdisch in Gängen und Höhlen, wobei nur die beiden Wühlmausarten in der Regel selbst graben; die übrigen vier Arten benutzen gerne schon vorhandene Gänge. Außer der Feldwühlmaus bevorzugen alle eine feuchte, waldige Umgebung, und auch diese wurde schon mehrmals in diesem Biotop nachgewiesen. Die Hauptnahrung der Insektenfresser ist tierische Kost; die Nagetiere hingegen sind Allesfresser (Waldmaus) oder auf pflanzliche Nahrung eingestellt.

Es handelt sich bei diesen Kleintierresten somit kaum um Grabbeigaben; vielmehr dürften sie das Ossuar als geeigneten Wohnplatz entdeckt haben und dort auch verendet sein, wie die zahlreich gefundenen Knochen dies nahelegen. Eine Belegung derselben Höhle gleich durch sechs verschiedene Arten ist allerdings außergewöhnlich.

Die Grabungen in den beiden Turnhallen an der Rittergasse 5

Andreas Furger-Gunti und
R. Moosbrugger-Leu

Vom 2. August bis 30. September wurde in der vorderen Turnhalle (Turnhalle I) und vom 4. Oktober bis 1. Dezember in der hinteren Turnhalle (Turnhalle II) gegraben. Insgesamt wurde eine Fläche von 500 m² bis auf den gewachsenen Boden archäologisch untersucht. Die Leitung lag in den Händen des Kantonsarchäologen. Ihm zur Seite stand Herr W. Geiger, der die zeichnerischen und photographischen Aufnahmen besorgte, in der Turnhalle II unterstützt durch Herrn R. Keller. Herr G. Böckner betreute die Fund-

abteilung, A. Furger-Gunti das Tagebuch; beides Studenten der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel. Erdarbeiter und Maschinen stellte die Baufirma F. Stocker, der wir für ihre Mitarbeit bestens danken.

Da die Grabungen in den kommenden Jahren auf dem Areal Bischofshof weitergehen, entschloß sich der Kantonsarchäologe, auf der Achse Rittergasse ein einheitliches Vermessungsnetz anzulegen. Die Einmessung der Grundlinie wurde von Herrn W. Schmidlin, Kantonsgeometer, persönlich überwacht. Sie liegt auf dem rheinwärtigen Trottoir der Rittergasse und erstreckt sich bis zum Münster. Sie wird es erlauben, künftige Grabungen auf das einheitliche Grundnetz zu beziehen. Wir danken Herrn Kantonsgeometer Schmidlin freundlich für das Verständnis um unser Anliegen.

Das Graben unter dem Dach der Turnhalle hatte den unschätzbaren Vorteil, daß die Untersuchungen wetterunabhängig waren. Dies erlaubte, bis tief in den Herbst hinein ohne Leistungsminderung ungestört durcharbeiten zu können. Die Überdachung wirkte sich besonders günstig auf die Untersuchungen der feinen Latène-Schichten vor dem Keltenwall aus; im Freien – den Unbilden der Witterung ausgesetzt – hätten sie niemals mit diesem Genauigkeits- und Zuverlässigkeitsgrad durchgeführt werden können.

Ein Grundanliegen stand im Vordergrund: Die Ausgrabungen im Hofe des Naturhistorischen Museums⁷⁸ hatten bereits Ergebnisse gezeitigt, die dazu angetan waren, die bisher vorherrschende Meinung – es gäbe auf dem Münsterhügel keine reinen Latène-Straten⁷⁹ – in Zweifel zu ziehen. Daß uns die Verwirklichung dieses Zieles – Aufhellung in diese für die Frühgeschichte Basels so wichtige Frage zu bringen – in einem solchen Ausmaße gelingen sollte, wie es dann tatsächlich eintraf, durften wir allerdings nicht erhoffen.

Obwohl die Grabungen unter Zeitdruck standen, konnten die Termine trotz der überraschend reichen und komplizierten Fundsituation, die einen entsprechenden Mehraufwand in der Dokumentation mit sich brachte, exakt eingehalten werden. Unser besonderer Dank gebührt hier Herrn Rektor H. Keller und Herrn R. Bauer, Bauführer am Baudepartement. Dank ihrem Verständnis und ihrer Initiative wurde es möglich, eine Woche früher beginnen zu können. Eine kurze, aber für das Gelingen der Grabung entscheidende Zeitspanne.

⁷⁸ BZ 69, 1969, 366.

⁷⁹ Vogt E. in: National-Zeitung Nr. 260 vom 7. Juni 1944. – Fellmann R., Basel in römischer Zeit, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 10, 1955, 18.

Wohl wußten wir im vornherein, daß das Grabungsgelände an einer für die Basler Frühgeschichte entscheidend wichtigen Stelle lag, nämlich unmittelbar hinter dem Abschnittsgraben der Bäumleingasse, der von Daniel Fechter um die Mitte des 19. Jahrhunderts unseres Wissens erstmals beobachtet⁸⁰, von den verschiedenen Forschern aber ganz unterschiedlich datiert und entsprechend geschichtlich gedeutet wurde. So betrachteten die Basler Forscher K. Stehlin und F. Stähelin den Graben als Teil der keltischen Wehranlage eines Oppidum auf dem Münsterhügel⁸¹; während E. Vogt und später R. Fellmann⁸², letzterer sich abstützend auf die Beobachtungen von R. Laur-Belart bei den Ausgrabungen 1944 auf dem kleinen Münsterplatz, die Ansicht vertraten, daß die Besiedlung des Münsterhügels erst in römischer Zeit einsetzte. Den Halsgraben deutete R. Fellmann dementsprechend als spätrömische Anlage⁸³.

Trotz der bedeutsamen Lage des Grabungsgeländes waren die Erwartungen nicht allzu hoch gespannt, mußten wir doch in Rechnung stellen, daß dieses Gelände seit 1837 zu wiederholten Malen abgetieft worden war⁸⁴, zuletzt beim Bau der Turnhallen Ende des 19. Jahrhunderts. Von den spätrömischen Wehranlagen durften wir im besten Falle noch spärliche Fundamentreste erwarten. Hauptziel der Grabung war, die Baugeschichte der Ulrichskirche aufzuhellen. Darüber hinaus bestand – wie bereits dargelegt – die Hoffnung,

⁸⁰ BZ 20, 1922, 130. Vielleicht verdanken wir Fechter auch die Beschreibung eines weiteren Abschnittes des Keltenwalles. Bei Fechter D., Basel im vierzehnten Jahrhundert, Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastag 1356, Basel 1856, 5 lesen wir: «*Noch jetzt bemerkt man in dem hinter der Wohnung des Obersthelfers und der Gerichtsschreiberei sich hinziehenden Garten eine in gerader Linie sich hinziehende Erhöhung des Bodens, welche diese Begrenzung der ursprünglichen Burg ihr Dasein gegeben haben mag.*» Die Stelle bezieht sich auf die Partie zwischen Domhof und Gerichtsgebäude. – Unklar bleibt, ob Fechter dabei die Wallruine vor Augen hatte oder die Bermerkante des Halsgrabens. Auf jeden Fall können sich nach unseren Beobachtungen (BZ 69, 1969, 342) weiter östlich gegen die Rittergasse zu die Wallruinen nicht mit derselben Deutlichkeit abgezeichnet haben.

⁸¹ Stähelin F., Das älteste Basel, in: BZ 20, 1922, 126 und besonders 135. Auch als Broschüre erschienen, Basel 1922.

⁸² Vogt E. (Anm. 79) und Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 52. Dort auch die weitere Literatur.

⁸³ Es gilt den Umstand hervorzuheben, daß sich die Entstehungszeit eines Grabens archäologisch nur in seltenen Glücksfällen nachweisen läßt. Anhand der Einfüllung läßt sich lediglich sagen, wann er aufgegeben und eingeschüttet wurde, wobei lediglich die jüngsten Funde zählen. Dies gilt für Eintiefungen jeglicher Art. Mit dieser leidigen Tatsache hat sich namentlich ein Stadtarchäologe täglich herumzuplagen. In der Feldarchäologie, wo junge Störungen seltener sind, liegen die Dinge sehr viel einfacher. Vergleiche auch Anm. 31.

⁸⁴ Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 44.

vielleicht auch in der Klärung des Siedlungsbeginns noch einen Schritt weiter zu kommen.

Um so größer war die Überraschung, als wir im südlichen Teil der Turnhalle I gleich auf vier übereinanderliegende, rein keltische Schichten stießen und sich die westlich anschließende Kiesschüttung als Teil einer Wehranlage von typisch keltischer Bauweise zu erkennen gab.

Hauptergebnis der Grabungen 1971 ist, daß der Münsterhügel eine spätkeltische Wehranlage besaß, einen sogenannten Murus Gallicus⁸⁵. Mit-hin ist auch der Graben in diese Zeit datiert; was nicht ausschließt, daß er in spätrömischer Zeit oder im Mittelalter⁸⁶ gewisse Erweiterungen oder Umgestaltungen erfahren haben kann (Tafel 4).

Grabungsbericht⁸⁷

Bei der Beschreibung des Befundes gehen wir chronologisch vor, da die Grabung gezeigt hat, wie stark jüngere Überbauungen durch die vorhergehenden geprägt sind. Die Ruine des Murus, die wir uns als respektablen Wall vorstellen müssen, der sich von der Rheinböschung bis zur Kante des Birsigtales quer über den Münsterhügel erstreckt haben dürfte, muß im Torabschnitt eine kleine Delle aufgewiesen haben. Diese Geländeerhebung bewirkte, daß in spätrömischer Zeit die Anlage samt davorliegendem Graben wehrtechnisch wieder genutzt und damit der alte Verlauf beibehalten wurde. Noch auf dem Merian-Stadtplan von 1615 (Tafel 4) ist in der Gestalt des Kohlischwibbogens (A) vor der Ulrichskirche (B) die Zäsur deutlich zu erkennen, obwohl an dieser Stelle eine Wehranlage spätestens seit dem Bau der Stadtmauer von etwa 1200 ihren Sinn und Zweck verloren hatte. Wegen der Eindellung der alten

⁸⁵ Erste Vorberichte: Moosbrugger-Leu R., Steine, die Stadtgeschichte bedeuten, in: Basler Volksblatt vom 14., 15., 18. April 1972, in Kurzform auch in andern Tageszeitungen. – Berger L. und Furger-Gunti A., Das spätkeltische Oppidum von Basel Münsterhügel, in: Archäologisches Korrespondenzblatt (Heft 2) 1972, 159 (Bisherige Untersuchungen und Ausblick) und 165 (Der Murus Gallicus von 1971).

⁸⁶ Berger L., Spätrömisches Castrum und bischöflicher Immunitätsbezirk in Basel, in: BZ 65, 1965, 157. Vergleiche auch im Kapitel Mittelalter: Rittergasse 17.

⁸⁷ Ursprünglich war vorgesehen, daß Herr A. Furger-Gunti den Bericht abfasse. Da er aber in der Folge die örtliche Leitung der Ausgrabungen auf dem anschließenden Areal des Bischofshofes 1972 übernahm, blieb ihm nicht die Zeit, den Bericht zu vollenden. So kam es zur vorliegenden Co-Produktion.

Tordurchfahrt blieb offensichtlich auch die Durchgangsstelle – heute die Rittergasse – an diesen Einschnitt gebunden.

Vorweg sei noch bemerkt, daß wir uns, wie bereits bei den Ausgrabungen auf dem Areal des Augustinerklosters, bei der Bezeichnung der Mauerzüge nicht an die geographisch absoluten Himmelsrichtungen gehalten haben, sondern an die ideellen der Ulrichskirche: Westen wäre dann identisch mit ihrer Westfassade an der Rittergasse, Osten identisch mit dem rheinwärts liegenden Chor. Die Rittergasse verläuft dementsprechend Süd-Nord.

Historische Quellen:

Namenkundlich ist interessant zu wissen, daß der *Koblischwibbogen* auch «Rother Turm» genannt wurde. Der Beiname «Rot» in adjektivischem Bezug auf ein Gebäude darf vielfach als Hinweis auf ein römisches Alter des Gebäudes gewertet werden. Meist trifft dies bei Straßenstationen zu⁸⁸. Im Falle Basel wäre einschränkend zu bemerken, daß hier auch andere Stadttürme besonders in der Innerstadt mit Farbnamen bezeichnet wurden⁸⁹. Beim Kohli-schwibbogen beziehungsweise «Rothen Turm» muß deshalb eher an einen Zufall gedacht werden, auch wenn sich im Fundament dieses Tores römische Grabsteine verwendet fanden⁹⁰.

Das vorhandene *Planmaterial* reicht leider meistens nur bis ins 18. Jahrhundert zurück. Dies gilt auch für die Planunterlagen zur Ulrichskirche⁹¹. Doch lassen sie wenigstens von diesem Bau eine klare Vorstellung gewinnen, um so mehr als auch einige Aquarelle und Photographien vorhanden sind, welche die Kirche im Zustand kurz vor ihrem Abbruch zeigen⁹². – Leider erweisen sich für unser Gebiet gerade im Detail die *Merian*-Stadtansichten als unzuverlässig (Tafel 4). Der Grund ist darin zu suchen, daß Merian das Münster als wichtigstes Bauwerk wuchtig gestaltet. Auf der Nordseite bietet dies keine Schwierigkeiten, da dort die freie Fläche des Münsterplatzes die Silhouette in keiner Weise beengt und den Umriß klar hervortreten läßt. Anders auf der Südseite: Durch die behäbige

⁸⁸ Déchelette J., *Manuel d'archéologie*, 4 (1), 1934, 286.

⁸⁹ Bernoulli A., *Basels Mauern und Stadterweiterungen im Mittelalter*, in: *BZ* 16, 1917, 56, wo er versucht, anhand dieser Turmnamen die Burkhart'sche Stadtmauer abzustecken.

⁹⁰ Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 51.

⁹¹ Maurer F., *Die Kirchen, Klöster und Kapellen*, in: *KDM Basel-Stadt* 5, 1966, 417 und Abb. 512, 514.

⁹² Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 518, 519. Meier E. A., *Das verschwundene Basel*, Basel 1968, 86.

Ausgestaltung der Kreuzgänge gerät die Häusergruppe um die Ulrichskirche in Bedrängnis. Gerade diese für unsere Grabungen wichtige Partie ist offensichtlich arg zusammengestaucht, sodaß sie sich bei der Deutung des archäologischen Befundes praktisch kaum mehr heranziehen läßt.

Auf die *Urkunden* und Bauakten gehen wir im Kapitel über die Ulrichskirche ein, sofern sie für die Interpretation des archäologischen Fundes von Bedeutung sind.

Ältere archäologische Beobachtungen:

Anno 1784 wurde der Kohlischwibbogen abgebrochen. Er überspannte einst die Rittergasse zwischen der rheinwärts liegenden Ulrichskapelle und dem «Dießbacherhof». Hier lag die Grenze desjenigen Gebietes auf dem Münsterhügel, das heute noch im Sprachgebrauch der Basler «auf Burg» genannt wird und das sich wahrscheinlich mit dem bischöflichen Immunitätsbezirk deckt, mit anderen Worten: Im Bereich des Kohlischwibbogens lag die südliche Grenze der Münsterfreiheit⁹³.

Unter zweien Malen, anno 1837 und 1861, wurde – wie gesagt – die Rittergasse im Bereich der Ulrichskirche erheblich abgesenkt. Auf der Höhe des Portals der Ulrichskirche, d.h. im Bereich des ehemaligen Kohlischwibbogens, wurden in den Fundamentlagern römische Grabsteine und Architekturfragmente gefunden. Diese Funde lieferten den nachhaltigen Beweis römischer Ansiedlung auf dem Münsterhügel. Nach heute vorherrschender Meinung sind sie aber eher als in spätrömischer Zeit aus Augst nach Basel verschleppte Spolien zu werten⁹⁴. Ob die Verwendung römischer Steine im Fundament des Kohlischwibbogens dahin gedeutet werden darf, daß er auf dem Lager des spätrömischen Kastelltores⁹⁵ errichtet oder sogar im Kern noch römerzeitlich gewesen sei, bleibe dahingestellt. Nach dem Grabungsbefund von 1971 in der Turnhalle I wissen wir, daß damals mit der Tieferlegung der Rittergasse die Krone der Ruine des Keltenwalles abgetragen worden ist.

Die Ulrichskirche selber fiel anno 1887, also rund hundert Jahre nach dem Kohlischwibbogen, der Spitzhacke zum Opfer. Wiederum wurden im Bereich ihrer Westfassade römische Spolien gefunden. Sie lagen in einem Mauerverband, den K. Stehlin als Rest einer

⁹³ Berger L. (Anm. 86) 1965, 157. Er schließt nicht aus, daß die Grenze des Immunitätsbezirktes noch etwas weiter südlich lag, d.h. auch das Gebiet des Grabens mit einbezog. Vergleiche auch Anm. 80.

⁹⁴ Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 32. Vergleiche auch Anm. 31.

⁹⁵ Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 51.

spätromischen Kastellmauer deutete⁹⁶ und der an keiner andern Stelle mehr in solcher Mächtigkeit anstand.

Der Aushubgraben für die Kanalisation bot 1902 K. Stehlin Gelegenheit, auf der Höhe der Liegenschaft Rittergasse 5, 7 und 10 einen mächtigen Graben festzustellen, der hier quer zur Straßenflucht verlief⁹⁷. Die letzten Beobachtungen stammen aus dem Jahre 1958, als die Liegenschaft Rittergasse 3, ehemals das Rote Schulhaus, heute Kirchenverwaltung, unterkellert wurde⁹⁸. R. Laur-Belart und R. Fellmann konnten nur römische Schichten feststellen; vorrömische Fundschichten fehlten angeblich.

Murus Gallicus

Caesar beschreibt in «De Bello Gallico», Buch 7, Kapitel 23 die Konstruktion des Murus Gallicus wie folgt⁹⁹:

«Die gallischen Mauern haben folgende Bauart: Balken werden rechtwinklig zur Mauerrichtung in einem Abstand von zwei Fuß, gleichmäßig in dieser Richtung verlaufend, auf den Boden gelegt. Dann werden sie nach der Innenseite fest verankert und mit Erde beworfen. Die Abstände aber werden auf der Außenseite mit großen Steinen ausgefüllt. Sind diese fest zusammengestampft und zusammengefügt, wird eine zweite Schicht darauf gelegt, so daß derselbe Zwischenraum bleibt und die Balken sich nicht berühren, sondern, einzeln in gleichen Zwischenräumen gelegt, durch die dazwischen gelegten Steine ohne Spielraum festgehalten werden. So wird das ganze Werk nacheinander gleichmäßig aufeinander geschichtet bis die richtige Mauerhöhe erreicht ist. Wie ein solches Mauerwerk einerseits im äußeren Aussehen und in seiner Mannigfaltigkeit bei dem Wechsel von Balken und Steinen, die in geraden Linien geordnete Reihen bilden, nicht häßlich ist, so hat es andererseits vor allem den sehr großen Vorteil, höchst praktisch und ein sicherer Schutz zu sein, da die Steine die Balken vor Feuer und die Balken diese gegen die Mauerbrecher

⁹⁶ Bei Burckhardt-Biedermann Th., Älteste römische Niederlassung in Basel, in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 7, 1892–95, 482, Abb. 1. – Vergleiche hierzu die einschränkenden Bemerkungen R. Moosbrugger-Leu Anm. 31.

⁹⁷ Akten der Delegation für das alte Basel, 1902.

⁹⁸ Fellmann R., Neue Funde und Forschungen zur Topographie und Geschichte des römischen Basel, in: BZ 60/61, 1960–61, 8.

⁹⁹ Übersetzung: Dorminger G., in: Goldmanns Gelbe Taschenbücher 406, 152.

schützen. Meistenteils durch vierzig Fuß lange durchlaufende Querbalken stadteinwärts verankert, können sie weder eingestoßen noch auseinandergerissen werden.»

Caesar gibt jedoch nicht nur Aufschluß über die Konstruktion der Wehranlagen, sondern beschreibt auch eingehend die topographische Lage verschiedener keltischer Oppida. Diese Beschreibungen analysierend und mit den topographischen Gegebenheiten des Münsterhügels vergleichend kam F. Stähelin¹⁰⁰ zur Ansicht, daß hier ein Oppidum gelegen habe. Die Untersuchungen 1971 haben die Bestätigung gebracht. Es empfiehlt sich jedoch, eine Einschränkung anzubringen: Zwar ist der Münsterhügel nun als keltischer Siedlungsplatz ausgewiesen, aber über seinen Charakter wissen wir noch zu wenig. War er Fluchtburg, Herrnsitz oder kleines Oppidum? Diese Frage steht noch offen und kann nur durch weitere Untersuchungen auf dem Münsterhügel und in sorgfältiger Abwägung zur andern spätkeltischen Fundstelle bei der alten Gasfabrik¹⁰¹ erörtert werden. Eine Antwort ist in Bälde nicht zu erhoffen, da auch der letztgenannte Platz immer wieder neue Funde liefert¹⁰², d. h. noch lange nicht fertig untersucht ist.

Der Befund:

Die Übersichtsskizze (Abb. 18) veranschaulicht, welch unwahrscheinlicher Glücksfall hier mit im Spiel war; liegt doch der Eckstein (F) der Toranlage keine zwei Fuß breit innerhalb des Turnhallenfundamentes. Hinzu kommt des weitern, daß im Süden gerade noch der Grabenrand (K) und im Norden die Torabschlußpfostenreihe (A) unversehrt erhalten geblieben sind und just unter die Turnhalle zu liegen kamen, so daß wir die östliche Hälfte der Toranlage über die ganze Länge kennen.

Doch schreiten wir die Fundstelle von Norden nach Süden, d. h. vom befestigten Siedlungsplatz gegen den Graben hin ab (Abb. 18):

Bei Punkt A zeichneten sich in einer Rollkiesschüttung von zirka 1 m Mächtigkeit zwei Reihen von Pfostenlöchern ab, die gegen den Rhein zogen. Die beiden Reihen hatten einen Abstand von 1,4 m

¹⁰⁰ Stähelin F. (Anm. 81) 1922, 126, wo er die später von Dehn W. (Anm. 104) dann herausgearbeiteten Lagetypen schon weitgehend vorwegnimmt.

¹⁰¹ Major E., Gallische Ansiedlung mit Gräberfeld bei Basel, Basel 1940.

¹⁰² Zuletzt BZ 71, 1971, 175. Bei dieser Fundstätte gilt es drei Dinge voneinander abzuheben: Das Gräberfeld, den Siedlungsplatz und eine Kultstätte. Der Kantonsarchäologe schließt sich damit der von L. Berger schon vor Jahren geäußerten Ansicht (Vorlesungen 1966) an, daß es sich beim sogenannten Dorfgraben (Major E. (Anm. 101) 1940, Abb. 3) um eine viereckschanzenähnliche Kultanlage, bei den drei Soden um Kultschächte handelt.

und ließen sich über zwei Meter verfolgen. Die Rollkiesschüttung war mit einer Lage rostroten Kieses abgedeckt, wie er als oberste Verwitterungsschicht der Niederterrasse ansteht.

Bei Punkt B war die Kiesschüttung gegen die Rittergasse zu durch eine Steinwange begrenzt. Die Schüttung selber wies in dieser Randzone gegen Westen hin in vermehrtem Maße Einschlüsse des weniger beweglichen rostroten Kiesmaterials auf.

Bei Punkt C fand sich ein vereinzelt großes Pfostenloch mit einem Kranz von Keilsteinen auf der Höhe der rostroten Kiesabdeckung. An dieser Stelle überlappte nach Süden hin die graue Rollkiesschüttung eine solche von fester rostroter Kieserde. Die Überlappung ließ eindeutig erkennen, daß es sich bei der Rollkiesaufschüttung um eine nachträgliche Hinterfüllung handelte, nachträglich im Sinne eines zweiten Arbeitsganges.

Bei Punkt D traten dicht nebeneinander zwei Löcher auf, in die einst wuchtige, zugespitzte Pfähle eingerammt gewesen waren. Die sie umgebende Kieserde war derart dichtgestampft, daß sich die Form der Rundpfähle und die geschichteten Schnittflächen der Spitze deutlich abzeichneten. Auch hier war in höherer Lage noch ein Kranz von Keilsteinen vorhanden.

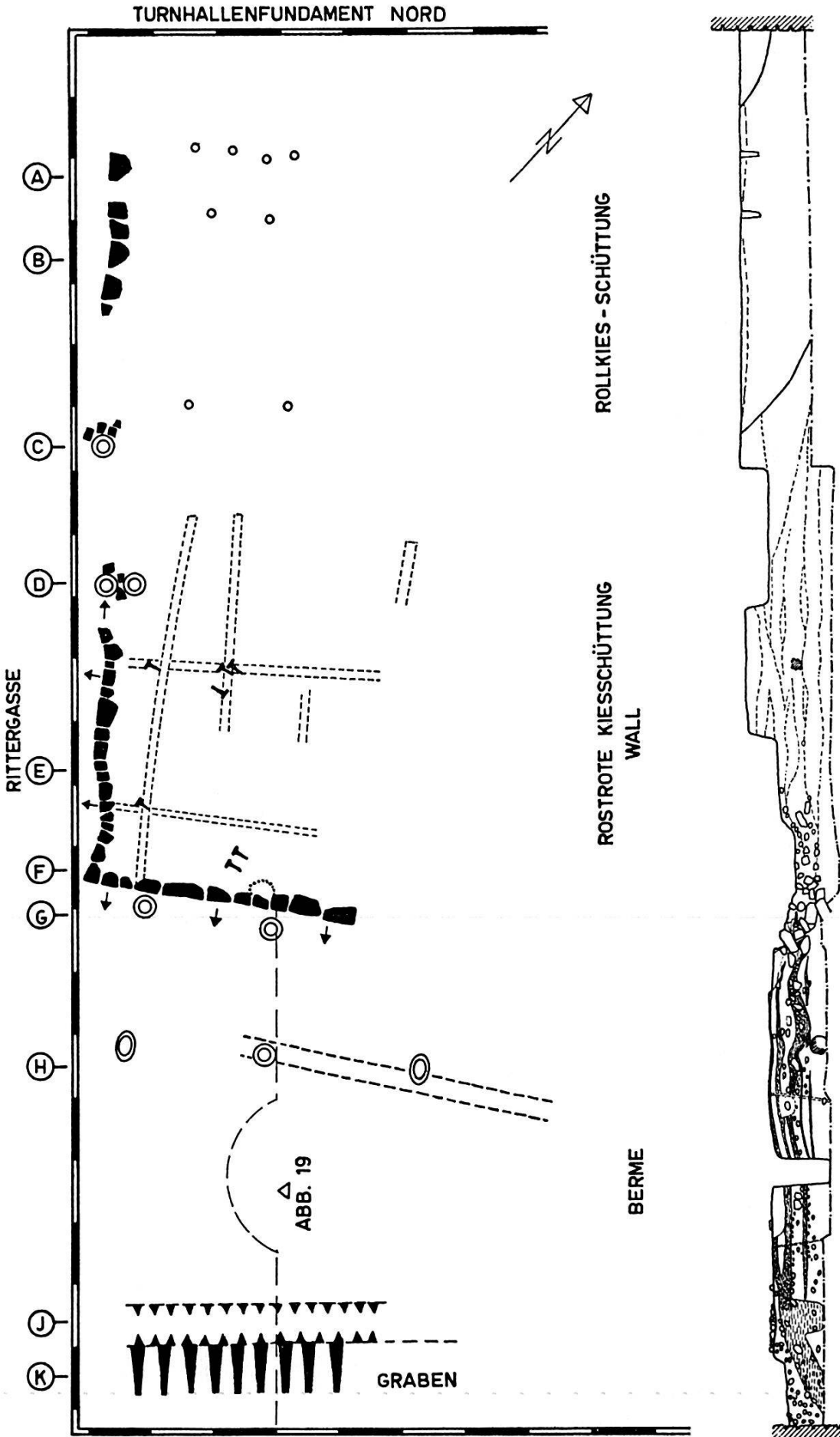
Bei Punkt E war wieder eine Steinreihe zu beobachten, die wie jene bei Punkt B gegen die Rittergasse hin eine saubere Stirnlinie bildete, die allerdings leicht geschwungen verlief. Bemerkenswert ist, daß sie nicht ganz bis an das Pfostenpaar D heranreichte.

Bei Punkt F wankelte die Steinreihe rheinwärts ab, gegen den Graben hin eine geschlossene Frontlinie bildend.

Der Zwickel zwischen Steinreihe E und F wies eine kompakte Kiesschüttung von rostrottem Material auf. Darin waren in verschiedenen Höhenlagen Hohlräume von Längs- und Querbalken festgestellt sowie Nägel gefunden worden, und zwar meistens jeweils zwei nahe beieinander. Die untersten Balken banden in die Frontmauer F ein und hatten eine Länge von durchschnittlich 6 m, d. h. sie reichten über die durch das Pfostenpaar D markierte Linie nach Norden. Zum Teil noch vorhandene verkohlte Reste erlaubten Frau Prof. E. Schmid, sie als Eichenholz zu identifizieren. Die Steinreihe E wies keine entsprechenden Lücken auf.

Auf Flucht G – in einem Abstand von 20 bis 30 cm vor Steinreihe F – konnten zwei Pfostenlöcher festgestellt werden. Die darin ein-

Abb. 18. Rittergasse 5: Schematische Übersicht zur Beschreibung des Murus Gallicus und Längsprofil auf Linie C. Die steingerechte Aufnahme findet sich auf dem Faltplan; das Profil auf Abb. 19. Die Pfeile bei E und F geben die Versturzurichtung der oberen Steinlagen an. – Metereinteilung am Rande markiert.



gelassenen Pfähle waren nicht so mächtig wie jene bei D oder C und zudem nicht zugespitzt.

Auf Flucht H folgte eine weitere Reihe von Pfostenlöchern von nämlicher Stärke wie bei G, doch waren letztere nicht senkrecht, sondern schräg gegen G geneigt eingelassen. Sie waren auf einen von Westen nach Osten horizontal verlaufenden, auf der Südseite stellenweise mit Steinen hinterkeilten Balken abgestützt.

Auf Flucht J lag ein kleiner Graben von einem halben Meter Breite und Tiefe. Er verlief parallel zu Steinsetzung F in ostwestlicher Richtung.

Mit Linie K war offensichtlich der Rand des eigentlichen Grabens erreicht.

Die Steinreihen E und F sind die unterste Lage einer nach außen hin verstürzten Trockenmauer. Die oberen Lagen der Mauerwange E waren zur Hauptsache gegen Westen hin verstürzt (Pfeil).

Nicht zu übersehen war allerdings, daß die nördlichen Steine auch gegen das Pfostenpaar D abglitten. Die verstürzten Steine der Mauerwange F hingegen lagen südwärts in Reihen gestaffelt mit der Stirne erdwärts (Abb. 19). In diesem Trümmerfeld kamen auch vereinzelte Nägel zum Vorschein (Tafel 9).

Im Vorfeld F-J lagen eine grauschwärzliche Schmutzschicht und drei Brandschichten in dichter Folge übereinander, gegen J hin jeweils auslaufend. Die Brandschichten 1 bis 3 zogen über den Horizontalbalken H hinweg und wiesen in seinem Bereiche unterschiedlich starke Absenkungen auf (Abb. 19). Sämtliche vier Schichten enthielten neben zwei, drei Amphorenscherben nur Latène-Ware¹⁰³.

Für unsere summarische Betrachtung – sie will nur ausführliche Information und nicht abschließender Bericht sein – ist von Wichtigkeit, daß *Brandschicht 3* an die unterste Steinlage F heranlief, und daß die verstürzten Steine mit den Stirnen in sie direkt eingepreßt waren, ohne irgend eine isolierende Schmutzschicht. Sie darf deshalb als *Katastrophenschicht* bezeichnet werden. Wie bereits die verkohlten Balkenspuren bei F erkennen ließen, muß die Wehranlage einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen sein. Ein weiterer Hinweis ist die Brandrötung des Sandes und der Unterlagssteine in Balkennähe. Sie war bis anderthalb Meter ins Wallinnere zu beobachten; dort scheint dann die Glut mangels Sauerstoff erstickt zu

¹⁰³ Um die Schichten möglichst sauber fassen zu können, wurden jeweils die nur obenauf liegenden Funde von den eindeutig eingeschlossenen abgehoben. Nirgends fand sich auch nur ein Abspliß von Terra Sigillata oder helltonigem Krug, auch nicht in Brandschicht I.

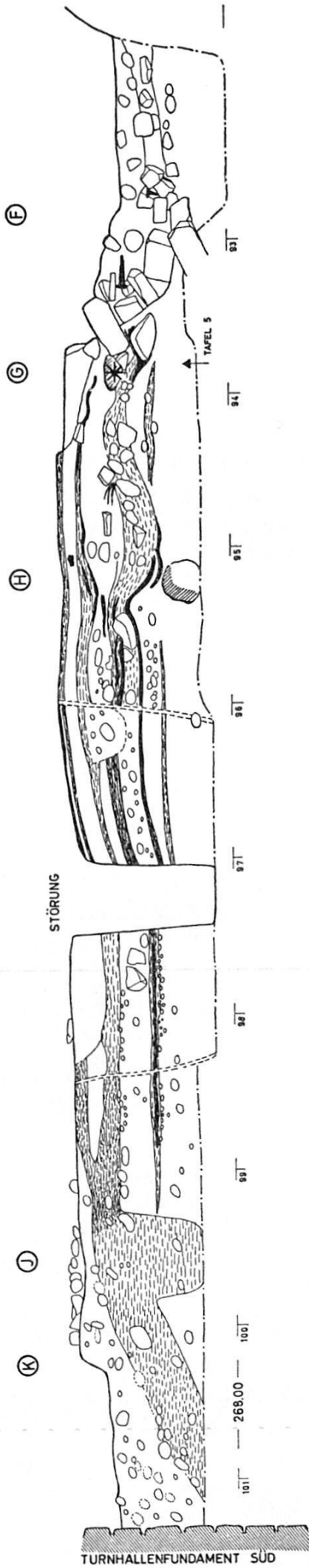


Abb. 19. Rittergasse 5: Profil durch das Vorgelände des Murus Gallicus auf Linie C. F = Ruine der Frontmauer; G = Höhe der Pfostenlöcher, * = Fundstelle des bemalten Gefäßes (Tafel 5); H = horizontaler Schwellbalken; J = Gräblein längs der Grabenkante K. Im Bereich der Störung schwingt die Profilwand stark nach Westen aus deshalb die Verzerrung. - Maßstab 1:50.

sein. Auf Brandschicht 3 und unmittelbar vor der obersten verstärzten Steinlage fand sich in einem Sack (Abb. 19*) die Scherben eines bemalten Tonnengefäßes (Tafel 5). Wie sich später zeigen sollte, handelte es sich bei der sackartigen Eintiefung bereits um den ersten Anschnitt des zweiten Pfostenloches der Linie D.

Rekonstruktion:

So spärlich die Reste sind, reichen sie doch aus, eine Rekonstruktion von Wall- und Toranlage zu geben. Wir wissen lediglich nicht, ob das Tor eine oder zwei Fahrbahnen breit war. Dank der als Hohlräume in der satten Kiesaufschüttung erhaltenen Balkenspuren und der Balkennägel – sie weisen alle Längen um 30 cm auf – kann die Wallmauer, beziehungsweise ihr Balkensystem bis in Mannshöhe rekonstruiert werden. Innerhalb der ganzen Anlage kommt dem Balkenlager eine Funktion zu, die sich bis zu einem gewissen Grad mit der Eisenarmierung beim modernen Betonbau vergleichen läßt, treffender aber mit der von eigentlichen *Mauerverankerungen*. Ihr Zweck ist, die Trockenmauer einzubinden, beziehungsweise den Druck der Hinterschüttung aufzuhalten. Eine besondere Verstärkung ist deshalb an der Torecke notwendig, nicht nur weil diese Stelle das besondere Ziel jedes Angriffes ist, sondern hier der Erddruck gleich in zwei Richtungen wirksam wird: einmal Richtung Grabenfront (Abb. 18. F, verstärzt gegen Süden hin, durch Pfeil markiert), zum andern Richtung Tordurchfahrt (Abb. 18. E, verstärzt gegen Westen hin, durch Pfeil markiert). Wie weit das im Torabschnitt herauszuarbeitende Balkensystem auch für die andern Wallabschnitte gilt, bleibt deshalb eine offene Frage.

Für beide Abschnitte, Tor und Wall, gilt die Hauptaufmerksamkeit der Festigung der Frontmauer, d. h. wir müssen im vornherein mit mehr Balkenlagern rechnen, die in die Tiefe des Walles einbinden, als mit Längsbalken. Im Torwinkel E/F konnten zwei Balkengruppen festgestellt werden, die aus je drei Balkenlagen bestanden, wovon die obere und untere Süd-Nord verliefen, d. h. in die Frontmauer sichtbar einbanden, vernagelt mit dem mittleren Lager West-Ost verlaufender Balken, welches die Mauerwange E des Torzuganges verankerte. Zwischen den einzelnen Balkengruppen lag jeweils eine trennende Kiesaufschüttung ohne Holzverstärkung.

Diese Dreier-Gruppierung brachte es mit sich, daß in der Frontmauer doppelt so viele Balkenstirnen in Erscheinung traten als in der Trockenmauerwand der Toreinfahrt (Abb. 21).

Da wir sowohl bei Mauer F als auch bei Mauer E in den verstärzten Steinmassen Nägel fanden, muß angenommen werden,

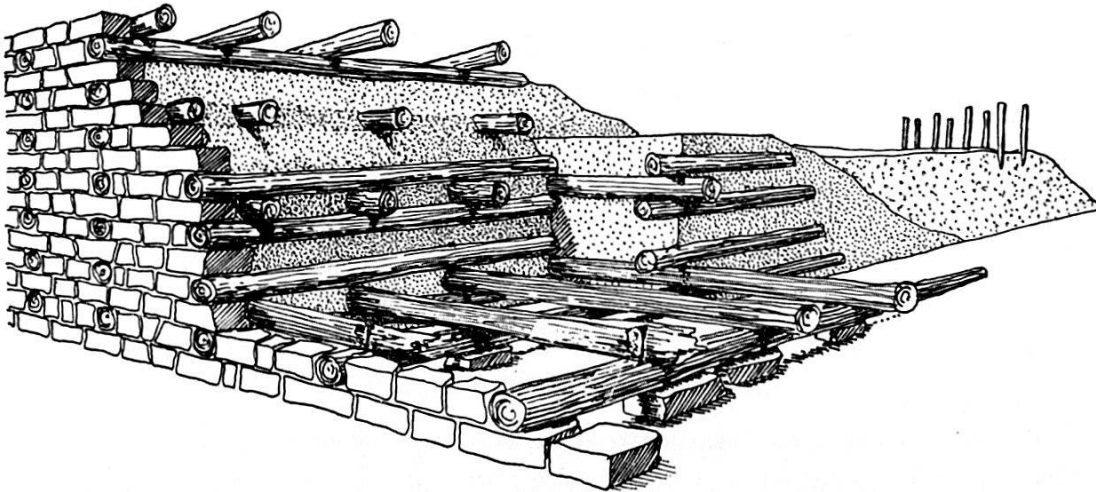


Abb. 20. Rittergasse 5: Einblick in die Konstruktion des Murus Gallicus. Die Skizze ist schematisch angelegt. So ist der obere Balken einer Dreiergruppe gegenüber dem unteren nicht leicht versetzt gezeichnet. Zwischen den einzelnen Balkenlagen können auch zwei bis drei Lagen Steine aufgeschichtet gewesen sein. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

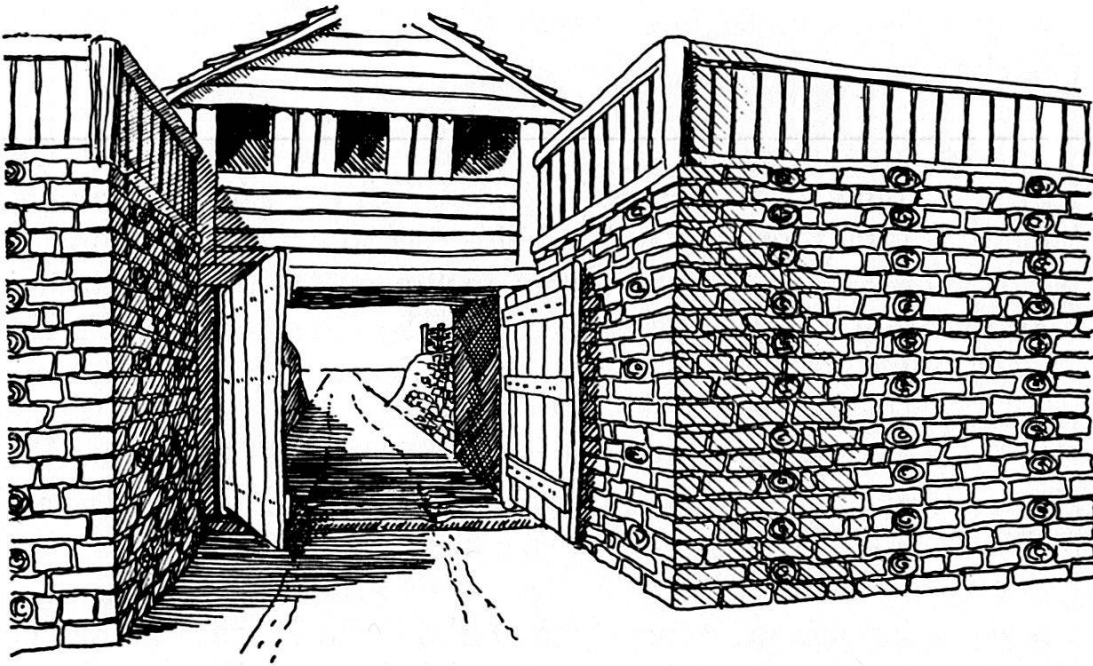


Abb. 21. Rittergasse 5: Rekonstruktionsskizze der Toranlage. Ob die Toranlage ein- oder zweispurig war, ist nicht geklärt. Vergleiche auch die Vorbehalte zu Abbildung 20. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

daß in bestimmten Abständen je nach Lager unmittelbar hinter den Steinen der Trockenmauer ein Längsbalken verlief (Abb. 20 zeigt nur jene hinter der Frontmauer).

Zu den Lagern selber kann noch gesagt werden, daß die Frontbalken im Lot jeweils um zirka eine halbe Balkenbreite versetzt waren, offensichtlich damit man beim Vernageln des oberen Balkens mit dem Längsbalken nicht auf den Nagelkopf der unteren Balkenvernagelung geriet.

Bei den *Balken* scheint es sich um junge Eichenstämme von nur annähernd geradem Wuchs gehandelt zu haben. Nebst der Vernagelung mit den Längsbalken zu einem gegenseitig sich haltenden Gitter, dürfte auch der leicht sich windende Verlauf des einzelnen Balkens die Verankerung noch verstärkt haben. Die einbindende Wirkung der Ankerbalken läßt sich am gebuchteten Verlauf der Mauer E am deutlichsten ablesen. Aber auch die Frontlinie F schwingt überall dort, wo Balken einbanden, leicht ein (Tafel 10).

Zum *Bauvorgang* selber kann anhand unserer Beobachtungen gesagt werden, daß nach Auslegung eines Balkenlagers und seiner Fixierung die einzelnen Bahnen aufgefüllt und eingetreten wurden, bevor man das nächste Balkenlager montierte. Dies brachte es mit sich, daß je nach Balkenlager die Aufschüttung bald Süd-Nord, bald West-Ost verlief. Oder anders gesagt: Man baute nicht das ganze Balkengitter einer Drei-Lagen-Gruppe auf und füllte dann die einzelnen Kassetten aus. Das Einfüllmaterial hätte sich bei dieser Art niemals so verfestigen lassen wie beim bahnweise Auffüllen (Tafel 7).

Das wuchtige Pfostenpaar (Abb. 18. D) und Tafel 9. D dürfte wohl die Torwange gewesen sein und zusammen mit dem mächtigen Einzelpfosten C das Torhaus (Abb. 21) über der Einfahrt getragen haben. Da in seinem Bereich keine begleitende Trockenmauer beobachtet werden konnte, ist anzunehmen, daß die Längswände hier mit Holz verschalt waren. Wie das Torhaus über der Einfahrt aussah und welche wehrtechnischen Einrichtungen es besaß, bleibt der Phantasie überlassen. Dasselbe gilt vom Oberbau des Walles. Doch scheint der Basler Befund wenigstens für den Unterbau noch einen Aufschluß zu erbringen. Beim Abschreiten der Anlage ist aufgefallen, daß die Trockenmauer E nicht ganz an das Pfostenpaar D heranläuft. Daß es sich nicht um Zufall handelt, belegt die Versturzlage der oberen Steine gegen D hin. Offensichtlich hat hier ein Bauelement aus vergänglichem Material eingebunden; am ehesten ist an den Schwellbalken der Toreinfahrt zu denken.

Nach dem Passieren des Torhauses befand man sich dann abermals für eine kurze Strecke in einem von Trockenmauern niedrig

gefaßten Weg. Die Wehranlage wies hier zwei ins Innere des befestigten Platzes ziehende Wangen auf, die durch den Palisadenhag A abgeschlossen wurden. Auch wenn wir nur einen schmalen Streifen von bestenfalls 5 m Breite der Anlage kennen, darf doch gesagt werden, daß es sich dem Typus nach um ein sogenanntes Zangentor handelt, wie es für spätkeltische Anlagen charakteristisch ist. Da hier nur eine erste Übersicht geboten wird, soll auf Detailvergleiche verzichtet werden. Der interessierte Leser findet die wichtigste Literatur in der beigegebenen Anmerkung¹⁰⁴ zusammengetragen.

Einleitend haben wir uns erlaubt, darauf hinzuweisen, daß es verfrüht wäre, beim Stand unserer heutigen Kenntnisse den Charakter der spätkeltischen Befestigung auf dem Münsterhügel zu diskutieren. Genau so unfruchtbar wäre es, schon heute eine Diskussion über ihr Alter in die Wege zu leiten: Eigenzerstörung durch die Rauricer beim Auszug mit den Helvetiern? – Zerstörung durch die Römer? Auch wenn hierfür eine Antwort gefunden werden könnte, so wäre damit noch kein Anhaltspunkt für die Zeit der Errichtung gewonnen¹⁰⁵. Halten wir lediglich die Tatsache fest, daß über der Katastrophenschicht III, die den Abgang des Murus zeichnet, nochmals zwei reine Latène-Straten folgen.

¹⁰⁴ Dehn W., Die latènezeitliche Ringmauer von Preist (Kreis Bitburg), in: *Germania* 23, 1939, 23.

Dehn W., Einige Bemerkungen zum «*muris gallicus*», in: *Germania* 38 1960, 52.

Dehn W., Zangentore an spätkeltischen Oppida, *Památky Archeologické* 52, 1961, 390.

Dehn W., «*Mediolanum*», Lagetypen spätkeltischer Oppida, in: *Studien zu Alteuropa* (2. Teil), 1965, 117.

Kraft G., Breisach-Hochstetten: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1931/34, in: *Badische Fundberichte* 3, 1935, 262.

Krämer W. und Schubert F., Die Ausgrabungen in Manching 1955–1961, Wiesbaden 1970.

Müller-Beck H. und Ettliger E., Die Besiedlung der Engehalbinsel in Bern auf Grund des Kenntnisstandes vom Februar des Jahres 1962, in: *Berichte der Römisch-Germanischen Kommission* 43/44., 1962, III.

Wheeler M. und Richardson K., M., *Hill-Forts of Northern-France*, London 1957.

Wyss R., Die mittlere und späte Latènezeit im Mittelland und Jura, in: *Die Eisenzeit der Schweiz = Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz* 3, 1957, 21.

Baatz D., Keltische Einflüsse auf römische Wehrbauten?, in: *Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten* (Festschrift für Wolfgang Dehn), *Fundberichte aus Hessen, Beiheft* 1, 1969, 1.

¹⁰⁵ Bei der Erörterung dieser Frage wird den schrägen Balkenlöchern vor dem Murus (Abb. 18. G, H) keine unwesentliche Bedeutung zukommen. Ob es sich um Spuren eines Baugerüsts oder um solche einer Reparatur handelt, bleibe vorderhand dahingestellt.

Ungeachtet dieser offenen Fragen, dürfen wir aber abschließend feststellen, daß der Platz Basel durch diesen Fund eine ganz entscheidende Aufwertung erfahren hat. Soviel steht fest.

Römerzeit

Spätromische Wehranlage:

Im Zusammenhang mit dem Murus sind die älteren archäologischen Beobachtungen zu den spätromischen Wehranlagen, der sogenannten Kastellmauer, bereits aufgeführt und die Besonderheit der Lage erörtert worden¹⁰⁶. Ebenso wurden an anderer Stelle zum Charakter der spätromischen Anlage Vorbehalte angemeldet¹⁰⁷. Die Darlegungen können hier deshalb kurz gehalten werden.

Befund:

Auf der höchsten Erhebung der Murus-Ruine fand sich ein 6 m langes und 2,20 m breites Steinbett, das parallel zum Murus in west-östlicher Richtung strich (Faltplan: L und Tafel 6. L). Es bestand aus zwei Lagen straßenbettartig gestellter Kalkbruchsteine mit vereinzelt Tuffbrocken. Eine ähnliche Fundamentsohle hatte R. Laur-Belart 1957 auf der gegenüberliegenden Seite der Rittergasse festgestellt¹⁰⁸. Im sandig-kiesigen Zwischenfutter fanden sich ein paar römische Scherben, denen für die Datierung keine besondere Bedeutung beigemessen werden kann, da sich auf dem Münsterhügel selbst in modernen Schichten solche Beimengungen finden.

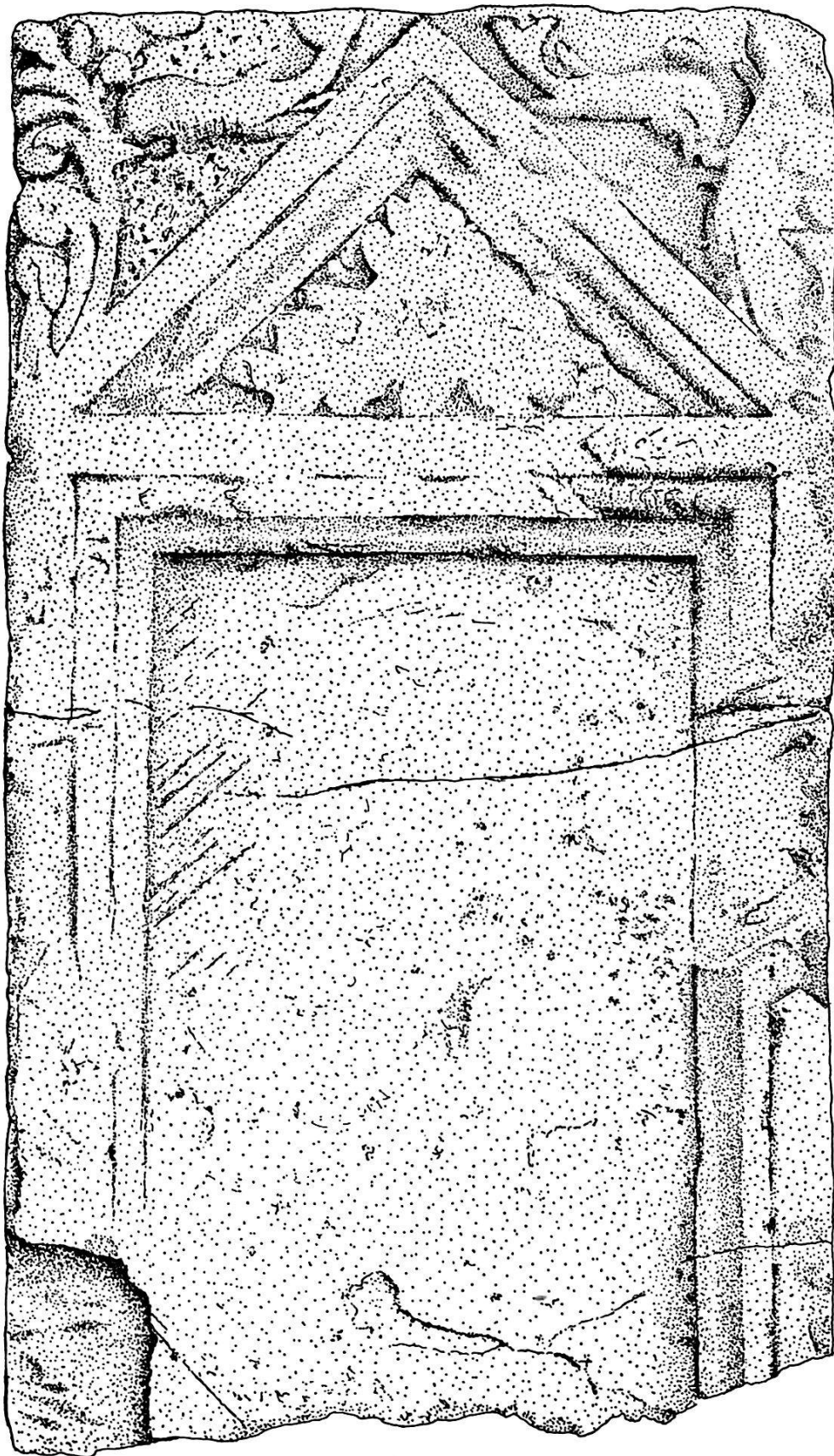
Es ist im Gegenteil darauf hinzuweisen, daß sich sowohl der romanische Keller mit seiner Nordmauer, als auch der Turm der Ulrichskirche und das Fundament eines Langhauspfeilers (Faltplan: M¹) auf die Flucht dieses Fundamentes beziehen.

Leider war gerade die Anschlußpartie des Fundamentzuges zum romanischen Keller bis auf wenige Reste abgetragen, so daß von hier aus keine Aufschlüsse für die zeitliche Stellung gewonnen werden können. Da sich in der Steinsetzung ein Grab eingelassen fand, darf lediglich gesagt werden, daß das aufgehende Mauerwerk schon zur Zeit der Ulrichskirche bereits abgetragen war. Ob der römische Grabstein (Abb. 22), der sich im Fundament der südlichen Langhausmauer der Ulrichskirche vermauert fand (Faltplan: O*),

¹⁰⁶ Seite 394 und Anmerkungen 86, 88, 90, 93–98.

¹⁰⁷ Anm. 31.

¹⁰⁸ Tagebuch R. Laur-Belart 12. Juli 1957 und mündliche Auskunft.



*Abb. 22. Rittergasse 5: Römischer Grabstein ohne Inschrift. Er war als Spolie im Fundament der St. Ulrichskirche eingemauert. Vergleiche Faltplan * bei O. Gezeichnet von R. Keller. – Maßstab 1:10.*

vom Abbruch dieser Mauer stammt, läßt sich nicht belegen, ist aber mindestens in Erwägung zu ziehen.

Deutung:

Ob es sich bei der Steinsetzung L um Fundamentreste einer spät-römischen Abschnittsmauer oder um das einer Mauerwange zum mittelalterlichen Kohlschwibbogen handelt, konnte wegen der geringen Reste und des Umstandes, daß die entscheidenden Anschlußstellen gestört waren, nicht mehr geklärt werden. Eine Fortsetzung dazu konnte weder innerhalb der Turnhalle II, noch östlich davon beim Abgraben der Zufahrtsstraße beobachtet werden. Mit andern Worten: Es wurden keinerlei Spuren festgestellt, die eine Ergänzung zu einem Kastell, wie es R. Fellmann¹⁰⁹ aufskizziert, belegen könnten, was diese Vermutungen in keiner Weise widerlegt, solange wir das Alter des Seitengrabens nicht kennen, von dem noch zu sprechen sein wird. Ein Blick auf den Faltplan zeigt nämlich, daß die Südmauer des Chores der Ulrichskirche – gestrichelt eingetragen – sich direkt auf die Flucht Mauer L bezieht. Von der südlichen Chormauer haben wir keinerlei Spuren mehr vorgefunden; sie gingen spätestens beim Turnhallenbau restlos verloren. Genausogut ließe sich aber die Hypothese aufstellen, Mauer L habe auf der Höhe des Turmes eine Ecke gebildet und Reste ihres weiteren Verlaufes steckten in Mauer M. Diese Ansicht könnte für sich ins Feld führen, daß sich unmittelbar östlich davor ein breiter Graben auftut. Dagegen spricht aber die Ungleichheit in der Fundamentzone. Entscheidend wird deshalb sein, ob sich für die Datierung dieser Anlage noch Anhaltspunkte erbringen lassen.

Die Rundgrube:

In Turnhalle II fand sich zwischen Graben und Rheinbord eine runde Grube von 4,30 m Durchmesser. Da sie mitten im beweglichen Rollkies der Niederterrasse lag, drohte beim Ausgraben ständige Einsturzgefahr. Sie konnte deshalb nicht bis auf die Sohle untersucht werden; dazu wird sich beim Ausheben der Baugrube noch Gelegenheit bieten. Ihre Einfüllung lieferte bisher nur römisches Fundgut, unter anderem ein interessantes Fragment einer Terra-Sigillata-Schüssel (Abb. 23)¹¹⁰, doch kann sich dieses Bild

¹⁰⁹ Fellmann R. (Anm. 79) 1955, Abb. 10.

¹¹⁰ Frl. Dr. A. Bruckner verdanke ich folgenden Detailbericht: «Randbruchstück einer südgallischen Terra Sigillata-Schüssel Drag. 37 aus dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. Reliefdekor: links 2 Gladiatoren (Oswald F., Index of Figure Types on Terra Sigillata, 1936/37, Nr. 999 und 1000), nackte weibliche Gestalt (Venus) und rechts, unter einem von Säulen getragenen Bogen, männliche Gestalt (bestiarius?).»

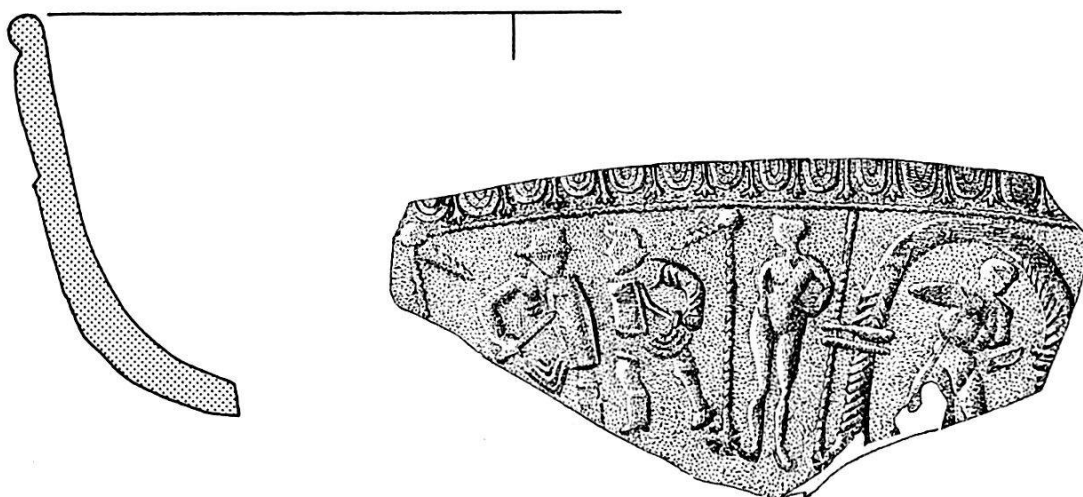


Abb. 23. Rittergasse 5: Terra Sigillata-Scherben aus der Einfüllung der runden Grube in Turnhalle II. Vergleiche Anm. 110. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:2.

noch ändern. In ihrer Art erinnert diese Grube an jene im Naturhistorischen Museum¹¹¹, die sich deutlich von den wesentlich kleineren und weniger tiefen des 1. Jahrhunderts abhob. – Weitere römerzeitliche Schichten, wie sie R. Fellmann bei seinen Untersuchungen im Keller des benachbarten Gebäudes Rittergasse 3 fand, konnten in unserem Abschnitt nirgends festgestellt werden. – Unklar bleibt die zeitliche Stellung der Mauer P, deren Fundamentsohle eindeutig über Brandschicht III lag. Dies ist die einzig sichere Aussage bezüglich ihres Alters.

Der Seitengraben

R. Moosbrugger-Leu

Die große Überraschung der Ausgrabungen in Turnhalle II war die Entdeckung eines Grabens von 13 m Breite und mindestens 6 m Tiefe (Faltplan). Zwar spricht F. Stähelin vage von Beobachtungen eines Grabens im Bereich von Turnhalle II und zeichnet ihn in der Form eines abgebogenen Endabschnittes auf dem beigegebenen Übersichtsplan zu seinem Aufsatz von 1922 auch ein¹¹², gibt aber nirgends klaren Aufschluß über seine Quellen. Da wir in den Akten des Staatsarchives keine entsprechenden Unterlagen finden konnten und zudem die Abgrabungen östlich der Turnhalle an der

¹¹¹ BZ 69, 1969, Faltplan Grube 8. In der Zwischenzeit erwies sich die Rundgrube als Störungssack eines geplünderten Sodbrunnens.

¹¹² Stähelin F. (Anm. 81) 1922.

von F. Stähelin angegebenen Stelle keinerlei Spuren hievon erbrachten und des weitern in der Baugrube des Ramsteinerhofes Spuren eines Grabens beobachtet werden konnten¹¹³, der sich mit seinem deutlich abgetreppten Profil als Teil des Halsgrabens von der Bäumleingasse zu erkennen gab, verloren die Angaben F. Stähelins zusehends an Gewicht.

Um so größer war die Überraschung, als wir in Turnhalle II statt auf Reste des Murus Gallicus auf einen Graben stießen, der nordwärts strich, also leicht schräg zur rheinwärtigen Böschungskante der Niederterrasse und quer zum Halsgraben verlief. Zusammen mit dem Halsgraben trennte dieser Seitengraben ein kleines, im Grundriß dreieckiges Plateau vom übrigen Münsterhügel ab. Es wird heute zur Hauptsache vom Hauptgebäude des Ramsteinerhofes belegt. Der Seitengraben könnte aber auch zur Verkürzung der Frontmauer angelegt worden sein.

Die Grabensohle konnte während den Ausgrabungen nicht ganz erreicht werden. Bei Einhaltung der bestehenden Sicherheitsvorschriften wären diese Untersuchungen zeitlich und finanziell zu aufwendig geworden. Der Verzicht auf eine vollständige Untersuchung zu diesem Zeitpunkt durfte um so leichter in Kauf genommen werden, als die späteren Abgrabungen im Zusammenhang mit dem Bauvorhaben verschiedentlich Gelegenheit bieten werden, das Versäumte nachzuholen. Ob sich dabei Spuren finden lassen, die Anhaltspunkte zur Datierung liefern werden, bleibt offen. Wir können lediglich sagen, daß auch dieser Graben im Verlaufe des 13. Jahrhunderts aufgegeben, beziehungsweise eingefüllt wurde.

Mit dem Graben in Zusammenhang zu bringen ist Mauer N (Faltplan). Sie folgt in waghalsiger Art seiner Westkante. Offensichtlich sind Teile dieser Mauer in den Graben gestürzt oder waren so gefährdet, daß sie beim Einschütten des Grabens geschleift wurden. Beim erhaltenen Mauerabschnitt lassen Verblendungen und Unterfangungen erkennen, daß zur Erhaltung dieser Mauer verschiedentlich Stützungsaktionen notwendig gewesen waren. Dem Mauerzug N darf deshalb ein hohes Alter gegeben werden. Später wurde darauf die Ostwand des Langhauses von St. Ulrich erstellt.

Mittelalter

Wie bereits dargelegt, bleibt die Frage offen, ob es sich bei Fundament L um Spuren einer spätrömischen Wehranlage oder im Zu-

¹¹³ Vergleiche Fundstatistik das Kapitel Mittelalter: Rittergasse 17.

sammenhang mit Mauerzug N um Reste einer frühmittelalterlichen Wehranlage handelte, der dann auch der Kohlschwibbogen zuzurechnen wäre. In diesem Fall wäre in erster Linie an einen befestigten Bischofssitz zu denken, womit auch das Problem der «Domfreiheit»¹¹⁴ mit in die Diskussion käme.

Der romanische Keller:

Zu den frühesten, sicher mittelalterlichen Spuren auf dem Untersuchungsgelände gehörten nebst Mauerzug N die Reste eines Kellers, der unter der Südmauer der Ulrichskirche lag und somit älter als diese ist, d.h. noch in romanischer Zeit entstanden sein dürfte. Zeitlich wäre er demnach neben die Keller auf dem Areal des Augustinerklosters zu stellen¹¹⁵, doch hebt er sich durch seine Dimensionen deutlich von diesen ab. Sein Inneres war ein sauberes Geviert von 5 auf 7 m mit grob verputzten Wänden und Magermörtelboden. Der Verputz der Nordwand wies Aussparungen auf, die mit einiger Phantasie vage den Verlauf einer steilen Treppe ablesen ließen. Einzig im Aufbau der Mauern – Wände aus Kalkbruchsteinen hochgezogen und mit vermörtelten Kieselwacken hinterstopft – bestand eine gewisse Verwandtschaft zu den Kellern an der Augustinergasse.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Kellerformen ist kaum zeitlicher Natur, sondern wohl eher vom Standort her zu verstehen: Der Keller an der Rittergasse liegt im Bereich des Bischofshofes, jene von der Augustinergasse liegen bereits außerhalb des Immunitätsbezirkes. Diese Anlagen werden damit zum Spiegel des sozialen Gefälles. Der erstere darf deshalb als Frühform des gotischen «Adelskellers» – wenn ich so sagen darf – angesprochen werden, wie wir ihm im «Schönen Haus» am Nadelberg 10 oder an der Rittergasse 7¹¹⁶ begegneten; die letzteren könnte man als Frühform des «Bürgerkellers» bezeichnen, der sich in der Folgezeit zum soliden, aber kleinen überwölbten Keller entwickelt, wie wir ihn an der Rittergasse 16 bereits aus dem 13. Jahrhundert erfassen können. Für die Frühzeit dürfte charakteristisch sein, daß er sich nur unter dem einen Wohntrakt befindet und nicht unter dem ganzen Haus durchzieht¹¹⁷.

Die Einfüllung des Kellers bestand in den untern Lagen aus Bauschutt, durchsetzt mit gotischer Keramik, unter anderem auch

¹¹⁴ Berger L. (Anm. 86) 1965, 157.

¹¹⁵ BZ 69, 1969, 359 und Faltplan.

¹¹⁶ Vergleiche Fundstatistik, Kapitel Mittelalter.

¹¹⁷ Vergleiche «Das Altstadthaus» im nachfolgenden Kapitel.

mit rosettenverzierten, grünglasierten Ofenkacheln, während die oberen erdig kiesigen Schichten nur römisches Fundgut des 1. und 2. Jahrhunderts enthielten ohne jegliche fremde Beimengung. In der Schichtabfolge also eine totale Umkehrung des Zeitablaufes, ein Musterbeispiel für die Schwierigkeiten der Stadtarchäologie. Der gotische Einfüllschutt läßt erkennen, daß der Keller auch nach Errichtung der Kirche weiterhin in Gebrauch blieb, wahrscheinlich bis zum Bau des Turmes um die Mitte des 15. Jahrhunderts¹¹⁸.

Mit der Errichtung des Turmes, der mit seiner westlichen Partie in den Keller hinein zu stehen kam, wurde der alte Schwibbogen, mit dem die Südmauer des Kirchenschiffes den Keller überbrückte, abgebrochen und durch einen neuen ersetzt. Dies geschah in der Art, daß man den Keller zunächst zu zwei Dritteln auffüllte, d. h. bis auf die Höhe des Gewölbeansatzes, und dann im Innern ein Hügelrund aufschüttete, das als Leegerüst für den Bau des Entlastungsbogens diente.

Die St. Ulrichskirche:

Ohne die dokumentarischen Unterlagen des 18. und 19. Jahrhunderts wäre es kaum möglich gewesen, den Grundriß der Ulrichskirche anhand der Mauerreste zu ermitteln. Der Grund ist darin zu suchen, daß es sich in keiner Phase ihrer Baugeschichte um einen geschlossenen Bauvorgang gehandelt hat. Seit Anbeginn nutzte man älteres Mauerwerk profaner Bauten, die man geschickt in die Planung einbezog: – stückte bald einen Chor an, der mit schräg abfallendem Walmdach an den Ostgiebel des Langhauses angeschlossen werden mußte, wollte man das Licht der dortigen Oberfenster nicht verlieren¹¹⁹, ein Einschnitt, der optisch den Chor vom Langhaus trennt; – verbreiterte bald das Langhaus nach Norden hin, so daß der Chor nun ganz einseitig auf die Südseite der Mittelachse zu liegen kam; – dann errichtete man im Ostteil des südlichen Seitenschiffes den Turmklotz, wodurch die Anlage noch einseitiger südlastig wurde. Stückwerk über Stückwerk, von einer geschlossenen Grundanlage kaum eine Spur.

¹¹⁸ Die Bauinschrift des Turmes ist erhalten geblieben. Vergleiche Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 511.

Bevor wir den Turm ausgegraben hatten und seinen Standort kannten, brachten wir den jüngeren Schwibbogen der Südmauer mit Reparaturarbeiten nach der Erdbebenkatastrophe in Zusammenhang. Die Situation klärte sich erst, als wir außerhalb der Turnhalle die Reste des Turmes und die Südostecke des Kellers freilegen konnten.

¹¹⁹ Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 515.

Damit findet die Vermutung von F. Maurer¹²⁰ ihre Bestätigung, daß die Dompropstei relativ spät, nämlich erst nach dem Bau der spätromanischen Stadtmauer «in das Gebiet zwischen Rittergasse und Luftgäßlein, diese durch die Nähe des Domkreuzganges und Bischofshofes ausgezeichnete Stelle» verlegt worden sei und mit-hin auch die Ulrichskirche, deren Patronatsherr der Dompropst war.

Zur frühgotischen Anlage des 13. Jahrhunderts gehörten Mauerzug O (Faltplan) und Pfeilerfundament M¹, das später, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Turmbau, nach Westen hin erweitert wurde. Abgesehen von Postament M², das wir nicht zu deuten wissen, handelte es sich bei diesen beiden Fundamenten um die einzigen speziell für die Kirche errichteten Grundmauern. Es ist anzunehmen, daß mit der Errichtung der südlichen Langhausmauer O gleichzeitig auch der Oberbau des Mauerzuges L abgebrochen wurde, und daß aus ihr der römische Grabstein stammt, der im Fundament der Mauer O* dann wieder verwendet wurde. Bemerkenswert ist seine Lage. Er lag nicht längs zur Mauerflucht, wie man erwarten möchte, sondern quer dazu, als hätte man damit einer seitlichen Absenkung der Mauer O vorbeugen wollen. Diese Vorsichtsmaßnahme war nicht unbegründet, lag doch Mauer O auf der südlichen Kante der verstürzten Ruine des Murus Gallicus. Ganz offensichtlich kannten die Bauleute die Situation noch genau. Für uns wiederum ein interessanter Aufschluß zur Stadtgeschichte: Er gibt zu erkennen, daß Mauer L – deute man sie nun als rein frühmittelalterliche oder im Kern spätrömische Wehranlage – noch um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert nicht nur durch einen Graben geschützt war, dessen Nordkante gerade noch ins Blickfeld rückt, sondern zudem erhöht auf einem Walm lag, der vielleicht durch die Trockenmauer P, die wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem romanischen Keller zu sehen ist, abgestützt war. Das Verhältnis der Trockenmauer zur Kellersüdmauer ist nicht ganz klar; jedenfalls scheint die Trockenmauer älter zu sein als der Keller, sogar ein frühgeschichtliches Alter ist nicht auszuschließen. Trockenmauer P zog über die Trümmer der Murus-Frontmauer F hinweg und ist deshalb mit dieser nicht zu verwechseln.

Mit Mauer L mußte auch das Gebäude über dem romanischen Keller dem Bau der Ulrichskirche weichen. Bis dahin stand es auf dem markanten, künstlich geschaffenen Geländesporn, im Zwickel zwischen dem Halsgraben und dem Seitengraben. Mit dem Einfüllen dieser Grabenanlagen und dem Bau der romanischen Stadt-

¹²⁰ Maurer F. (Anm. 91) 1966, 419.

mauer beim St. Albangraben wurde die Topographie im Vorgelände des Münsterhügels grundlegend verändert.

Das Wissen um die ursprüngliche Situation muß sich jedoch auch hier über Jahrhunderte erhalten haben, wie die Beobachtungen der Ausgrabungen im Vorgelände des Bischofshofes im nächsten Jahresbericht zeigen werden. Auf dem diesjährigen Untersuchungsgelände 1971 läßt sich dies wenigstens anhand der Standortwahl des Turmes aufzeigen. Er wurde nach der erhaltenen Bauinschrift¹²¹ um 1440 errichtet, und zwar auf Kosten des südlichen Seitenschiffes. Dieser Einbau brachte weitere Verwirrung ins Raumgefüge, das schon vorher wegen der einseitigen Lage des Chores nicht sonderlich glücklich, aber immerhin noch einigermaßen im Gleichgewicht war. Durch den Einbau des Turmes wurde nun ausgerechnet die ohnehin bedrängte Südostecke nochmals belastet, der Zugang zum Chor in solchem Maße beengt, daß er nur noch den Charakter einer Seitenkapelle hatte. Vom Bau her gesehen wäre eine Platzierung im einen oder andern Zwickel zwischen Langhaus und Chor die entschieden bessere und harmonischere Lösung gewesen. Wenn man sich trotzdem anders entschloß, so offensichtlich aus dem Wissen um die Beschaffenheit des Baugrundes. Beim idealen Standort östlich von Mauer N wäre man mit den Turmfundamenten in die schier unergründlichen Tiefen des Grabens geraten. Den guten Baugrund fand man erst westlich der Mauerflucht N. Daß man dem südlichen Seitenschiff den Vorzug gab und nicht dem nördlichen, dürfte mit dem romanischen Keller in Verbindung zu bringen sein, der damals ja noch offen lag. Er brachte nicht nur Einsparungen an Aushub, sondern erleichterte ihn auch entschieden, konnte man sich doch einfach vom Keller her in den Berg hineinarbeiten.

Doch zurück zur Baugeschichte von St. Ulrich. Da der Seitengraben erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts eingefüllt wurde, ist anzunehmen, daß sich die erste Kirchenanlage auf den guten Baugrund westlich der Mauer N beschränkte, letztere als Ostabschluß nutzend. Es muß daher am ehesten an eine einfache Anlage ohne Chor gedacht werden, um so mehr als ja St. Ulrich erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Rang einer Pfarrkirche erlangte¹²².

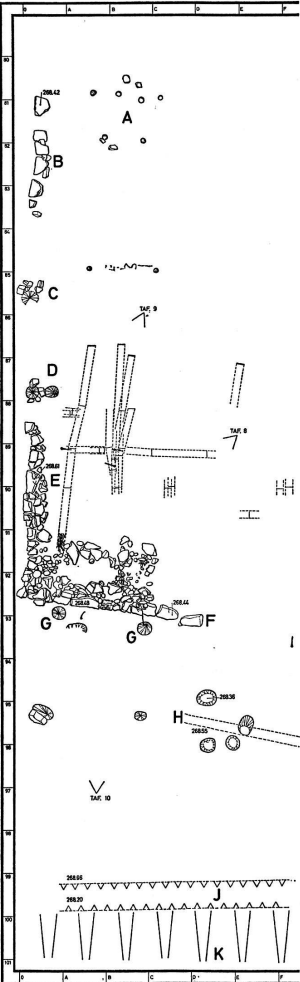
Die Profanbauten:

Älter als der Chor der Ulrichskirche, dessen Abschlußmauer U lediglich an die lange Mauer R angelehnt war, müssen die Profan-

¹²¹ Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 511.

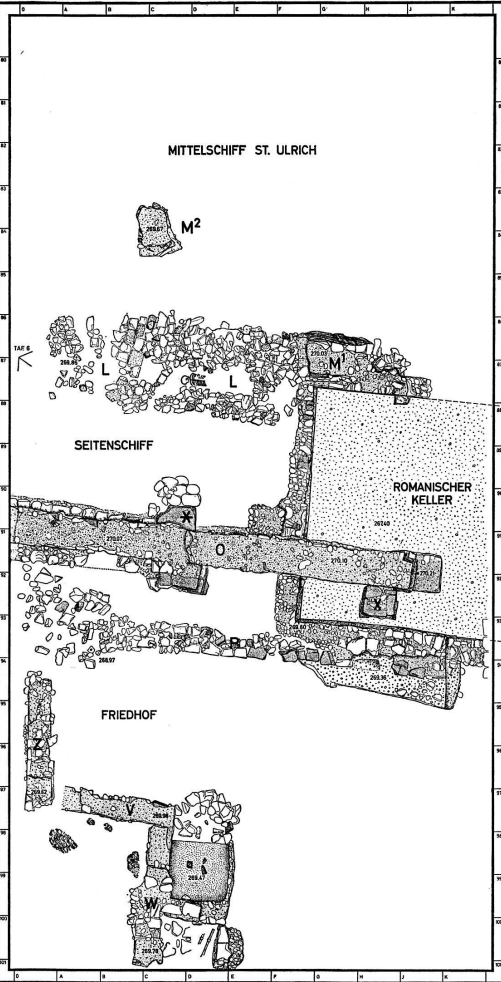
¹²² Maurer F. (Anm. 91) 1966, 420.

TURNHALLE I



MURUS GALLICUS (ABB.18)

TURNHALLE I.

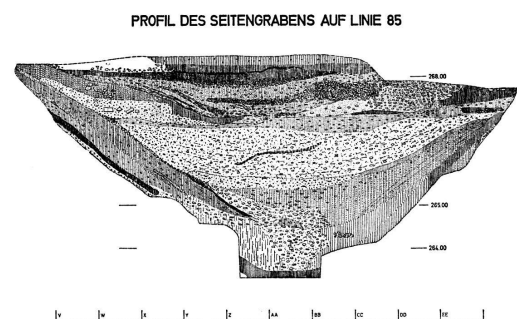
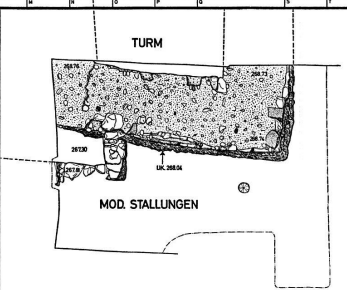
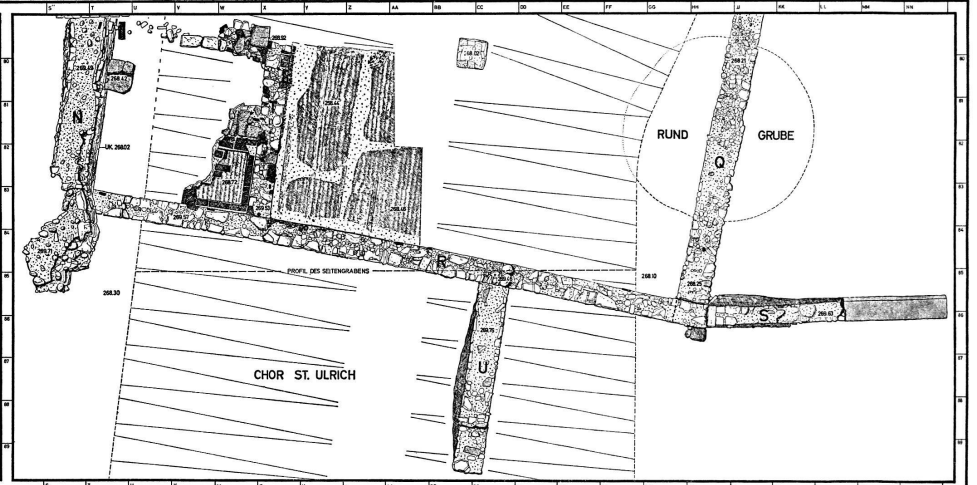


DARÜBERLIEGENDE MAUERZÜGE

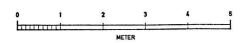
GARDEROBE



TURNHALLE II



AUSGRABUNGEN 1971 RITTERGASSE 5
 AUFNAHME TURNHALLE I UND TURM : W.GEIGER
 AUFNAHME TURNHALLE II : W.GEIGER / R.KELLER
 MASSTAB 1:125



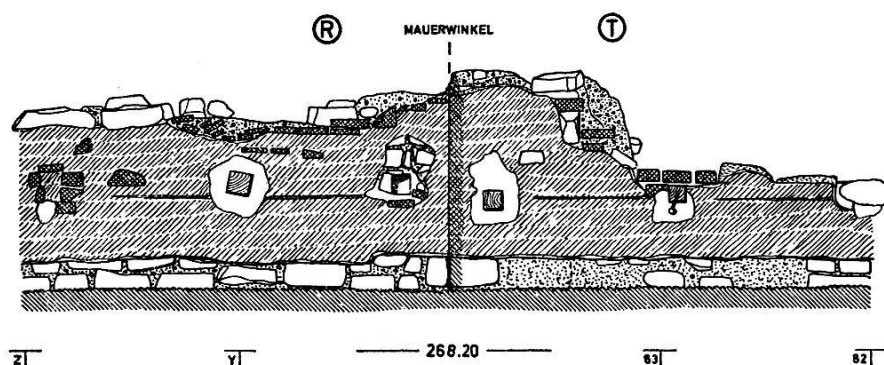


Abb. 24. Rittergasse 5: Mauerwinkel des großen Saalbaues RST, vergleiche Faltplan. Auf dem Mörtelboden lag ein Balkenrost, der einen Bretterboden trug. Erst über dem Bretterboden setzte der Wandverputz an. Wie die Dübelhölzer erkennen lassen, müssen die Wände getäfelt gewesen sein. – Maßstab 1:50.

bauten sein. Den Maueranschlüssen nach war Mauerzug Q wiederum älter als Mauerzug R und seine Verlängerung S. Mauerzug Q lag bereits östlich des Grabens und gehörte wahrscheinlich zu den Gebäulichkeiten, die einst das durch Graben und Seitengraben abgetrennte Plateau beherrschten. Insofern könnte dieser Mauerzug gleich alt wie die Grabenkantenmauer N sein, ist aber wiederum jünger als die große runde Grube, über die er hinweglief. Eine präzise Datierung der verschiedenen Mauerzüge anhand sauberer Schichtanschlüsse war nicht möglich. Die zeitliche Abfolge ließ sich lediglich anhand der Maueranschlüsse oder -ausbrechungen gewinnen. Insofern bleibt das Gesagte zunächst reine Spekulation; vielleicht erbringt die eingehende Aufarbeitung da oder dort noch nähere Aufschlüsse.

Die Mauerzüge R, S, T gehörten zu einem großen Saalbau von mindestens 17 m Länge. In allen drei Mauern, deren Innenwände roh verputzt waren, fanden sich Holzdübel eingelassen. In ihrem Moder, es muß sich um Nadelholz gehandelt haben, staken zum Teil noch die Nägel, mit denen das Wandgetäfer fixiert worden war (Abb. 24). Der Boden war ähnlich konstruiert: Auf einem Estrich aus Magermörtel lagen Balken auf, von denen noch die Abdrücke abgelesen werden konnten. Sie müssen einen Bretterboden getragen haben. Am ehesten dürfte dieser Saalbau, der allenthalben durch eine zügige Bauweise geprägt war, mit Konzilsvorbereitungen in Zusammenhang zu bringen sein. Er wäre dann in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts zu datieren.

Für die Baugeschichte der Ulrichskirche würde das bedeuten, daß diese erst in der Folgezeit ihren Rechteckchor erhielt; denn

dessen Abschlußmauer U war eindeutig an die Längsmauer R angebaut und weniger tief fundiert. Vom Chorboden hatten sich keinerlei Spuren erhalten. Dies kann nicht verwundern, gilt es doch zu bedenken, daß das Langhaus der Kirche, beziehungsweise dessen Boden auf dem Walm der Murus-Aufschüttung lag. Wollte man auch nur einigermaßen ein ähnliches Niveau erreichen, so mußte das Chorgeviert durch Aufschüttungen angehoben werden. Mit andern Worten: Zwischen dem Chorboden und dem Bretterboden des Saales R, S, T muß ein beträchtlicher Niveauunterschied bestanden haben.

Wie wir heute wissen, war der Saalbau R, S, T nicht das erste Gebäude, das an dieser Stelle das eingeschüttete Grabengelände belegte. Nördlich der Turnhalle fand sich ein noch älterer Mauerzug, der parallel zur Mauer R quer zum Graben verlief bis zur Grabenkantenmauer N. Leider waren die Anschlüsse zu Mauer Q weggebrochen, so daß wir hier das innere Verhältnis der beiden Mauern zueinander nicht kennen. Daß beide Mauerzüge älter als der Saalbau R, S, T waren, ließ sich daran erkennen, daß sie bis auf die Höhe seines Mörtelbodens abgebrochen waren. Einzig in der Zange zwischen Mauer R und S fand man Reste des aufgehenden Mauerwerks Q. Es wäre deshalb zu erwägen, ob die Mauer Q nicht ursprünglich die Räume R und S trennte und erst in einer späteren Phase beim Umbau zum Saal niedergerissen wurde.

Der Befund außerhalb der Turnhalle läßt vermuten, daß zwischen Mauer N und T zeitweise ein Gäßlein lag, das den direkten Zugang zum Chor erschlossen hatte. Der Merian-Plan liefert uns leider aus schon erwähnten Gründen keine nähern Aufschlüsse. Genauso lassen uns die alten Prospekte und Handrisse bei der Deutung der Mauerreste V und W im Stich. Da sie im Bereich des urkundlich bekannten südlichen Gottesackers lagen, ist die Deutung als Beinhaus nicht abwegig.

Schlußbemerkung:

Wie die Ausführungen zeigten, lassen sich um St. Ulrich Kirchen- und Profanbauten nur schwer voneinander abheben; namentlich auf der Nordseite sind sie eng ineinander verschachtelt. Dies gilt nicht nur fürs Mittelalter, sondern auch für die Neuzeit. So steckt noch heute die Nordwand des Langhauses der Ulrichskirche in der Südwand des Gebäudes Rittergasse 3, dem ehemaligen «Roten Schulhaus». Eine seltsame Tatsache, wenn man bedenkt, daß der Dompropst, der einflußreichste Mann neben dem Bischof, Patronatsherr von St. Ulrich war, und wenn man bedenkt, welche Gebiete dieser Kirche schon Ende des 13. Jahrhunderts einverleibt

waren¹²³. Die Erklärung für den Hang zum Kleinteiligen, dem wir auf Schritt und Tritt begegneten, muß darin gesucht werden, wie F. Maurer schreibt: «Im übrigen war St. Ulrich – zwar von vornehmen Gebäuden umgeben – die Kirche der kleinen Leute, der Rebgärtner, Schäfer, Hafner, Weber u.ä., die aber schon früh – etwa beim Landkauf zur Erweiterung des Gottesackers 1401 – gemeinsam auftraten, Kirchenpfleger und Fabrikmeister stellten und sich 1507 ausbedangen, den Kirchenschatz selbst zu verwalten.» Von solchen Leuten kann kein großer Wurf erwartet werden.

Spätestens seit dem 18. Jahrhundert diente das Gemäuer von St. Ulrich profanen Zwecken. Zur Sicherung des Gebäudes wurde wohl damals der Stützpfiler X unter den Schwibbogen der Süd-mauer gestellt, wobei man die Grube durch den ganzen Einfüll-schutt bis zum Kellerboden hinabtreiben mußte.

Ende des 19. Jahrhunderts wich die Ulrichskirche den Turnhallenbauten. Auch sie Zeitdokumente: Ein seltsames Nebeneinander von klassizistischen Architekturelementen in Gips, sorgfältiger Steinmetzarbeit und nackter Eisenkonstruktion in den Dachgestühlen; der Boden mit Teer isoliert, darauf ein kreuzweiser Bretterrost, der dem Eichenparkett jene unvergleichliche Federung gab, an die kein moderner Turnhallenbelag herankommt. Auch solche Beobachtungen verdienen am Rande festgehalten zu werden, da ihre Spuren heute restlos verschwinden.

Das Altstadthaus

R. Moosbrugger-Leu

Während der Ausgrabungen im Hinterhof Rittergasse 16 bot sich Gelegenheit, nebenher auch einmal das aufgehende Gemäuer eines Altstadthauses näher zu beobachten. Es handelte sich um das Vorderhaus Rittergasse 16 (Tafel 4. K), dessen Fassaden und Wände damals gerade vom Verputz freigeklopft wurden. Dabei kam im Hinterzimmer des ersten Stockes ein horizontal in die Wand eingemauertes Kugeltöpflein zum Vorschein, das dem Profil nach der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuzuweisen ist (Abb. 25). Zusammen mit Beobachtungen am Mauerwerk zeigte sich sehr bald, daß sich hier Gelegenheit bot, die Entwicklungsgeschichte des gotischen

¹²³ Maurer F. (Anm. 91) 1966, 420. Damals umfaßte der Kirchenbau St. Margarethen mit Binningen und Bottmingen sowie die Gebiete der St. Albanvorstadt und die Vorstadt im Birsigtal.

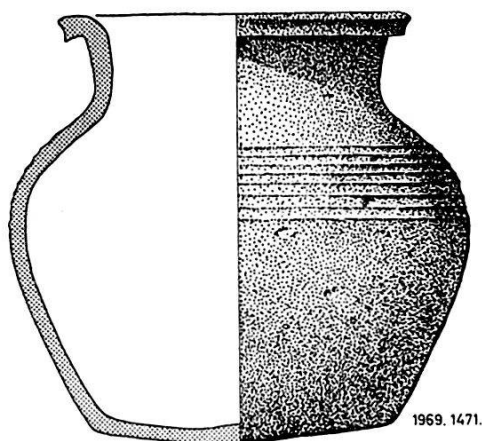


Abb. 25. Rittergasse 16: Der in der Mauer des älteren Hausteils gleich einem Wandtresor eingemauerte Topf. Seiner Kugelform nach und wegen des ausgeprägten Linsensbodens ist er ins frühe 13. Jahrhundert zu datieren. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

Stadthauses – so wie es uns aus den Gassen der Altstadt vertraut ist – aufzuhellen.

Das gotische Altstadt haus, dem typologisch auch das Haus Rittergasse 16 angehört, steht für gewöhnlich auf länglich-schmaler Parzelle und weist eine Fassade von 2,5 bis 6 m Breite auf. Sein Inneres gliedert sich in drei Teile, bestehend aus Vorderzimmertrakt und Hinterzimmertrakt und dem dazwischen eingespannten Treppenhaus, wo meistens auch die Küche zu finden ist.

Auch beim Haus an der Rittergasse 16 dürfte die Parzelle ursprünglich schmalrechteckig abgesteckt gewesen sein. Durch irgendwelchen Zufall – wahrscheinlich Stiftung der Marienkapelle (Tafel 4. L) – unterblieb dann die Überbauung der südlich anschließenden Parzelle, so daß sich hier ausnahmsweise die ganze Giebelwand mit einem Blick erfassen ließ, leider verunklärt durch das Baugerüst (Tafel 11). Punkto Lage wäre zu bemerken, daß dieses Haus unmittelbar vor dem sogenannten Halsgraben liegt (Tafel 4. D) und damit außerhalb des alten Siedlungsgebietes auf dem Münsterhügel. Zur Überbauung interessant wurde dieser vordere Abschnitt der Rittergasse erst mit der Errichtung der spätromanischen Stadtmauer von zirka 1200, was nicht ausschließt, daß sich schon vorher längs der Ausfallstraße zur Birsbrücke bei St. Jakob dürftige Besiedlung befunden haben könnte. Weiteren Gewinn an Siedlungsraum innerhalb der Stadtmauer brachte im 13. Jahrhundert die Einfüllung des Halsgrabens an der Bäumleingasse und des Seitengrabens beim Bischofshof¹²⁴. So wurde es möglich,

¹²⁴ Vergleiche vorherigen Aufsatz, Kapitel Mittelalter.

auf dem Münsterhügel ein ganzes Quartier niederzulegen, um dem Augustinerkloster Platz zu machen¹²⁵.

Ogleich die schriftlichen Urkunden über die Liegenschaft Rittergasse 16 nicht bis ins 13. Jahrhundert hinabreichen, darf aus den oben dargelegten, allgemein stadtgeschichtlichen Erwägungen im Gebiet der vorderen Rittergasse eine rege Bautätigkeit angenommen werden.

Durch die Funde der romanisch-frühgotischen Keller auf dem Areal des Augustinerklosters wurde nicht nur die Aufmerksamkeit auf diese Umbruchzeit gelenkt, sondern gleichzeitig auch erste klare Kenntnisse gewonnen, die überhaupt Vergleiche nach unten und oben möglich machten. Von den Kellern an der Augustiner-gasse kannten wir das Abgangsdatum 1276, ihre Konstruktion und die zur Zeit ihres Abganges gebräuchliche Keramik. Gestützt auf den Befund Rittergasse 16 können wir heute sagen, daß sich die Keller auf dem Areal des Augustinerklosters vielfach sehr altertümlich ausnehmen und zur Zeit ihrer Aufgabe bereits veraltet waren. Wenn ich sie oben romanisch-frühgotisch nannte, so wäre der zweite Teil in Klammern zu setzen. «Frühgotisch» sind sie nicht der Bauart nach, sondern nur in bezug auf die Dauer ihrer Belegung. Ihre Entstehungszeit dürfte im 12. oder gar 11. Jahrhundert zu suchen sein.

Damit beginnt sich aber die interessante Tatsache abzuzeichnen, daß im Einzugsgebiet der *romanischen Stadt* zwei Hausarten ganz verschiedener Tradition und Herkunft nebeneinander bestanden haben müssen. – Die eine sind die kellerlosen Holzbauten der Talstadt und am Gegenhang des Birsigtales beim Petersberg¹²⁶ von vorwiegend handwerklich-halbländlichem Charakter. – Die andere sind die unterkellerten Häuser auf dem Münsterhügel. Von der vor-klosterlichen Besiedlung bei der Augustinergasse wissen wir lediglich, daß dort das offensichtlich angesehene Geschlecht der Krafte ansässig war, nach denen auch das Kraftostor benannt wurde. Leider kennen wir den Oberbau der dortigen Häuser nicht. Dies ist umso bedauerlicher, als die Entwicklung des gotischen Altstadt-hauses offensichtlich von diesem Typus seinen Ausgang nahm und den «Petersbergtypus» in der Folge sehr rasch verdrängt haben muß. Trotzdem wollen wir froh sein, daß mit dem Haus Rittergasse 16 ein doch recht klarer Ansatzpunkt gefunden zu sein scheint.

¹²⁵ BZ 69, 1969, 359.

¹²⁶ Berger L., Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel: Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels, Basel 1963, 13.

Wie bereits erwähnt, fand sich das frühgotische Kugelgefäß mit Linsenboden im zweiten Stock des hinteren Haustraktes gleich einem Wandtresor eingemauert unter Verwendung von gelbbeigem Mörtel, mit dem auch die Wand verputzt war. Zunächst maßen wir der Tatsache, daß nur der hintere Teil der Liegenschaft unterkellert war, keine besondere Bedeutung zu, gehört dies doch namentlich bei kleineren Altstadthäusern fast zur Regel. Beim Abklopfen des Verputzes an der Giebelfassade zeigte sich jedoch, daß sich das unterkellerte, hintere Hausdrittel durch eine Baufuge deutlich absetzte (Tafel 11, Pfeile).

Anhand der Läufer- und Bindersteine war unschwer zu erkennen, daß es ursprünglich einen geschlossenen Baukörper gebildet hatte, an den dann später der vordere Hausteil angefügt wurde; denn seine Steinlager laufen ohne Endverstärkung an den alten Hausteil heran.

Es zeichnete sich also die Tatsache ab, daß das Haus ursprünglich nur eine Fläche von 6 auf 6 m belegte, sich also turmartig präsentierte. Die Kellermauern waren von ähnlicher Bauart wie bei den Kellern an der Augustinergasse, aber um sehr vieles sorgfältiger und solider. Der Keller besaß bereits ein Steingewölbe. In gut zwei Meter Höhe befand sich in der Hausmauer ein kleines Fenster mit schrägem Gewände (F), wie es für das Bündnerhaus noch heute charakteristisch ist. Auf der Höhe seines Gesimses verlief eine Reihe mit Ziegeln vermauerter Löcher, in denen einmal Balken eines Vordaches eingelassen waren. Wollte man in einem solch turmartigen Haus den karg bemessenen Wohnraum nicht allzusehr schmälern, so mußte die Treppe steil, wenn nicht fast leiterartig gehalten oder irgendwo an der Außenseite angebracht gewesen sein. Das fensterlose Erdgeschoß hat man sich wahrscheinlich als schopffartigen Mehrzweckraum zu denken (Abb. 26, oben).

Die eigentliche Entwicklung zum gotischen Altstadthaus des oben beschriebenen Typs dürfte im Verlauf des 14. Jahrhunderts eingesetzt haben, indem nun auch der bisher freie Vorplatz überbaut wurde. In der Rittergasse 16 besaß dieser Vorbau noch deutlich den Charakter eines Ökonomiegebäudes; denn in seiner Giebelwand fanden sich schmale Schlitzöffnungen, wie sie Holzschöpfen und Heuschobern für gute Durchlüftung eignen sind. Nach diesem Anbau hätte sich die Liegenschaft dann ungefähr wie folgt präsentiert (Abb. 26, Mitte): Das Hinterhaus nun reines Wohnhaus, gegen die Straße hin ein Holzschopf oder Heuschober, dazwischen ein kleiner Innenhof.

Dieser Ausbau machte möglich, das Wohnhaus komfortabler auszugestalten: Das Erdgeschoß war durch den Bau des Schopfes

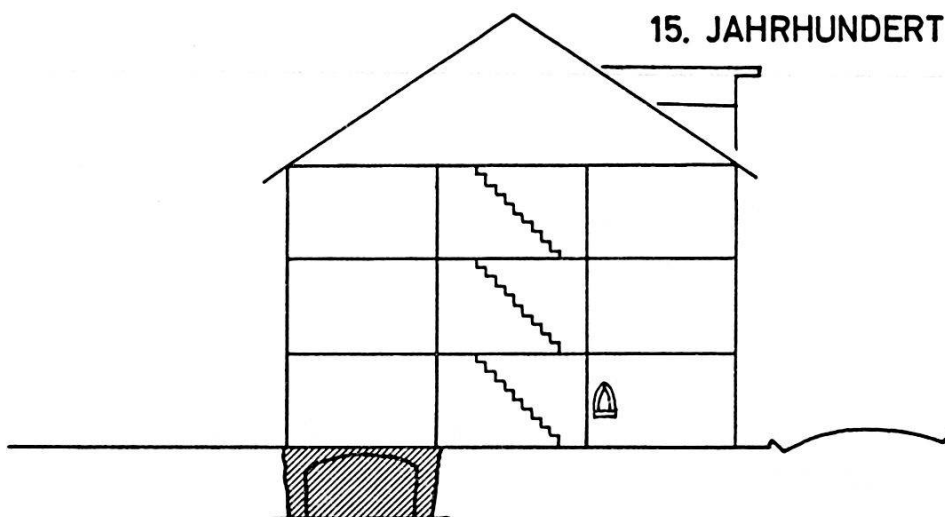
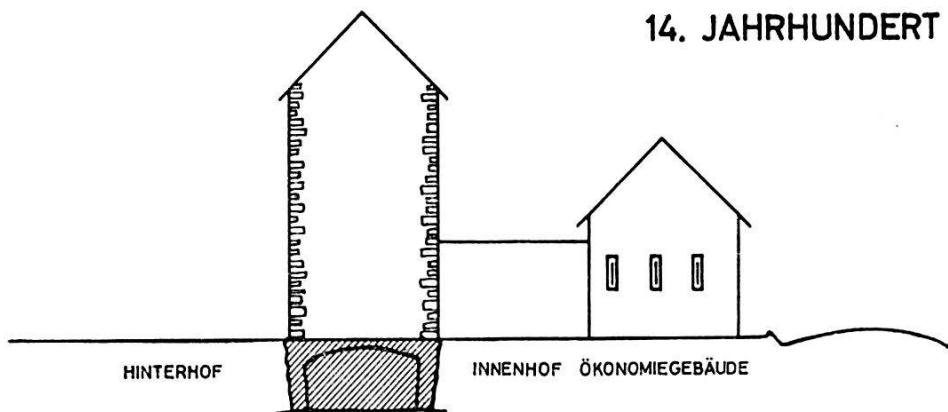
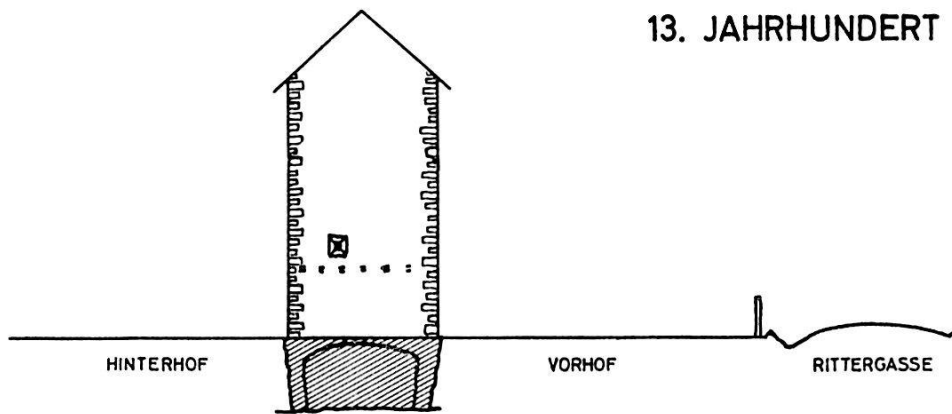


Abb. 26. Rittergasse 16: Schematische Darstellung der einzelnen Entwicklungsphasen des gotischen Stadthauses anhand der Beobachtungen Rittergasse 16. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

seiner Mehrzweckaufgabe entledigt. Es dürften weitere Fenster ausgebrochen worden sein. Bei dieser Gelegenheit wurden ein paar Töpfe mit ausgeprägtem Karniesrand eingemauert, die es uns erlauben, diese Umbauten ins 14. Jahrhundert zu datieren (Abb. 27). Ein einmaliger Glücksfall. All diese Dinge sind letztlich Ausdruck und Folgeerscheinung des rasch sich spezialisierenden Handwerkertums und des dadurch erzielten technischen Fortschrittes: Man verstand nicht nur die Fenster besser zu verglasen, sondern auch die Räume besser zu beheizen. Es ist die Umbruchzeit von der einfachen Topfkachel zur figürlich verzierten Stirnkachel. Damit wuchs zwangsläufig der Verbrauch an Brennmaterial. Von hier aus wird nun auch der Bau eines speziellen Ökonomiegebäudes verständlich. Kurz: eines zog das andere nach. Daß es sich bei diesem Ökonomiegebäude anfangs wirklich nur um einen Schopf gehandelt hatte, zeigte sich übrigens auch in seiner leichten Fundation. Seine Grundmauer lag unmittelbar auf einer lockeren Leistenziegel-Schuttschicht des 2. und 3. Jahrhunderts, unter der ungestört weitere römische Schichten durchzogen, und zwar in der Mächtigkeit von rund einem Meter. Später wurde auf diesem schwachfundierten Gemäuer frohgemut weiter aufgestockt. Und damit kommt die Entwicklung des Altstadthauses in die entscheidende Phase.

Ausdruck der steigenden Ansprüche und zunehmenden Spezialisierung ist die Herausbildung eines reinen Wohnhauses, dessen Besitzer nun voll auf die Versorgung durch Dritte angewiesen war; am besten daraus ersichtlich, daß der Keller nicht mitwächst. Nun wird auch der Schopf aufgestockt und zum Wohnhaus umgestaltet, wahrscheinlich im Wissen um die Schwäche des Fundamentes unter vermehrter Verwendung von Fachwerkbau. – Nach den Beobachtungen Rittergasse 16 braucht die Entwicklung also durchaus nicht vom reinen Holzbau über den Fachwerkbau zum Steinbau zu gehen. Umgekehrt darf auch dieser Befund sicherlich nicht verallgemeinert werden. Doch dies nur nebenbei. – Durch die Aufstokkung des Vorderhauses entsteht nun ein zweiter, der vordere Wohnzimmertrakt, mit dem hinteren durch einen Laufsteg verbunden, der den alten Innenhof überspannt, in dem auch die Treppe installiert wird. Wie sich noch zeigen wird, darf als Zwischenstufe ruhig mit freien Treppen und Galerien in offenem oder halbverdecktem Innenhof gerechnet werden. Gleichzeitig ist dies der ideale Platz für den Einbau der Küche. Diese Innenbauten änderten sich auch nicht, als sich das Dach über dem Innenhof schloß und die Treppe damit zu dem wurde, was wir gemeinhin mit dem Begriff «Treppenhaus» bezeichnen, das wahrscheinlich noch lange als offener Rauchabzug diente¹²⁷. Jedenfalls weist auf dem Merian-Plan die Liegenschaft

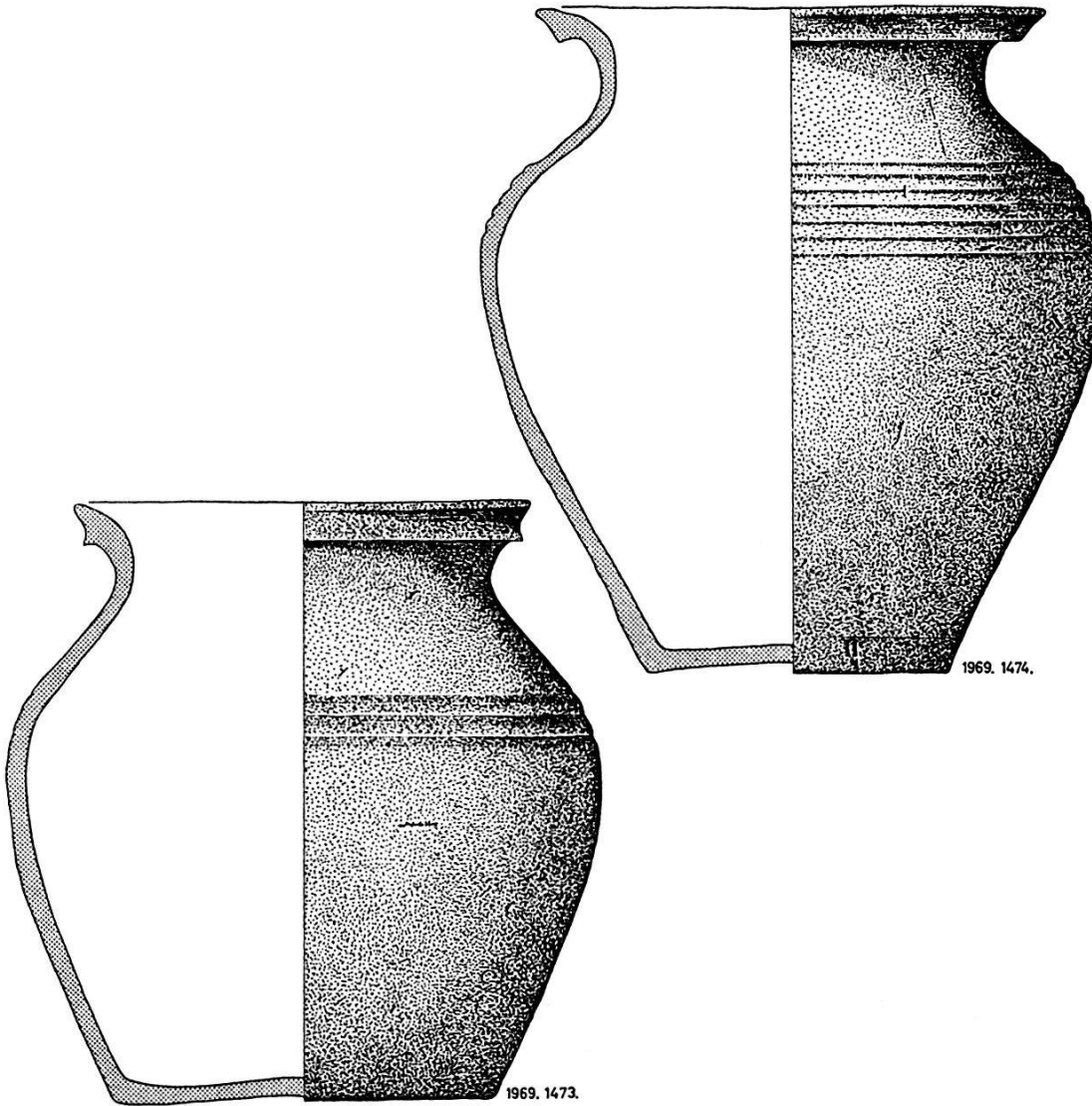


Abb. 27. Rittergasse 16: Zwei in einer vermauerten Fensternische eingemauerte Töpfe. Durch ihren ausgeprägten Karniesrand, die hochgezogene Schulter und den eingedellten Boden sind sie dem 14. Jahrhundert zuzuweisen. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

Rittergasse 16 wie hundert andere noch keinen Kamin auf.

Mit dem Zusammenschluß des Daches über dem Treppenhaus kehrte Dunkelheit im ehemaligen Innenhof ein. An der Rittergasse 16 wurde deshalb das eine Schlitzfenster im Erdgeschoß zur Kien-span-Nische umgebaut, während die oberen Treppengalerien vielleicht durch den spärlichen Lichteinfall einer Dachluke oder einer Stubentür im Halbdunkel lagen. Mit dem Zusammenschluß

¹²⁷ Im Meierhof in Riehen fungierte das Treppenhaus bis zu Beginn unseres Jahrhunderts als Rauchabzug. Der abziehende Rauch imprägnierte gleichzeitig das Dachgebälk und schützte es damit vor Insektenfraß.

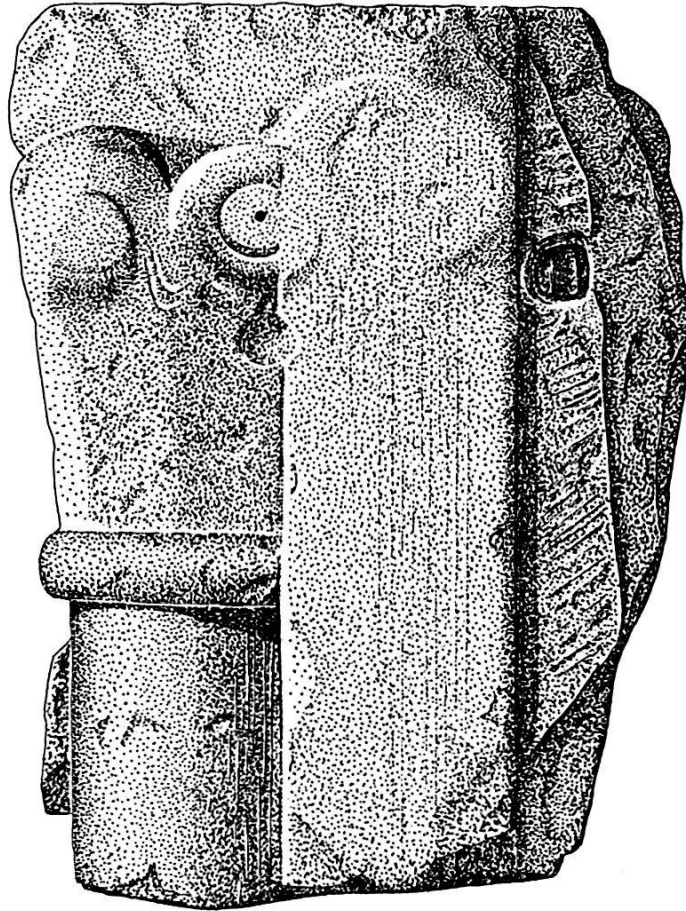


Abb. 28. Rittergasse 16: Fragment eines Fenstergewändes aus grauem Sandstein aus der Zeit um 1200. Es fand sich in der Fassadenmauer in horizontaler Lage vermauert. Wahrscheinlich dürfte es aber von einem Fassadenfenster des Althauses stammen, das beim Umbau ausgebrochen und beim Erweiterungsbau als Bruchstein verwendet wurde. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

des Daches (Abb. 26, unten) gewann man einen großen Estrichraum, der zumindest in bezug auf das Brennholz die Funktion des ehemaligen Ökonomiegebäudes übernahm. Bisweilen erhielt es in der Form von Dachausbauten mit Aufzug wieder architektonische Gestalt am selben Ort aber nun auf ganz anderer Ebene. Rittergasse 16 kennt diesen Ausbau nicht, hingegen das Nebengebäude.

Auch hier erlaubt wieder ein glücklicher Umstand, sagen zu können, daß diese Entwicklung spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Abschluß gefunden haben muß. Im Hausgang, also an der Stelle, wo im 14. Jahrhundert der Schuppen stand, fand sich ein Rest von Wandmalerei mit Schulter und Kopfpartie eines bekränzten Jungmannes im Wams. Die dazugehörige Anschrift lautet: «cūrat lipss von totnú 1533». Damit ist ein sicherer Endpunkt markiert; die Entwicklung des gotischen Altstadthauses dürfte aber wahrscheinlich im Wesentlichen schon gute hundert Jahre früher abgeschlossen gewesen sein. Andererseits ist durch die in der

Fassadenmauer an der Rittergasse vermauerte Spolie – es handelt sich um ein Fenstersäulenfragment mit Kapitell aus der Zeit um 1200 (Abb. 28) – das innere zeitliche Verhältnis zwischen hinterem und vorderem Trakt deutlich gegeben.

Es sei mit aller Deutlichkeit hervorgehoben, daß es sich bei diesen Darlegungen lediglich um einen ersten skizzenhaften Umriß handelt, den es noch zu differenzieren, präzisieren und namentlich zu erhärten gilt. Ihr Sinn ist, die Aufmerksamkeit in dieser Richtung zu schärfen.

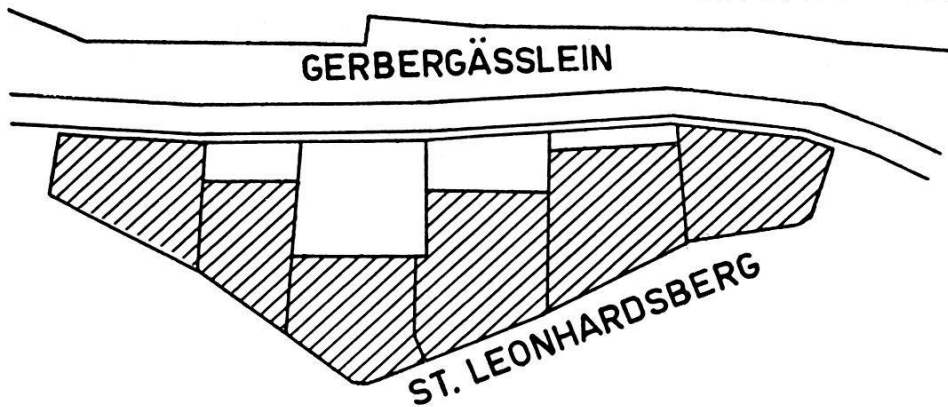
Immerhin können schon heute zwei Argumente für die aufskizzierte Entwicklung ins Feld geführt werden. Das erste wäre die Überbauung längs des Gerbergäßleins. Die Besiedlung dieses Talhanges setzt ungefähr zur nämlichen Zeit ein wie jene im vorderen Teil der Rittergasse. Es müßte also auch hier zunächst an zwei- bis dreistöckige Häuser von relativ kleinem Grundriß gedacht werden, die erst im Verlaufe des 14. oder 15. Jahrhunderts tendierten, sich straßenwärts auszudehnen. Dieser Ausdehnungstendenz kam hier jedoch der Lauf des Rümelinbaches in die Quere (Abb. 29). Wollte man mit der Zeit gehen, so mußte dieser alte Gewerbekanal überwölbt werden. Dies ist denn auch geschehen, und zwar in der Form eines Backsteingewölbes¹²⁸. Nach meinen bisherigen Erfahrungen sind aber Backsteine dieser Art erst seit dem 15. Jahrhundert bekannt; möglich, daß sie sich auch für das 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Die Backsteine des 13. Jahrhunderts auf jeden Fall sind von ganz anderer Materialzusammensetzung, Knet- und Brandart. Mit andern Worten: Die Überdeckung des Gewerbekanal und damit auch die Vergrößerung der Häuser kann frühestens im 14. Jahrhundert ausgeführt worden sein; nach den bisherigen Beobachtungen ist sogar eher an das 15. Jahrhundert zu denken.

Ein weiteres Argument für unsere Ansicht erbringen die Liegenschaften Peterskirchplatz 14 und Petersgasse 52, 54 (Taf. 12). Wie die Analyse der Liegenschaft Petersgasse 50 zeigen wird, dürfte es sich dabei ursprünglich um zwei Parzellen von ähnlicher Ausrichtung und Grundlage gehandelt haben. Es empfiehlt sich deshalb, kurz die Liegenschaft Petersgasse 50 zu betrachten.

Sie gehört zu den typischen dreiteiligen Altstadthäusern mit hinterem und vorderem Wohnzimmertrakt und dem dazwischen gespannten Treppenhaus mit Küche. Nach den Beobachtungen an der Rittergasse 16 ist der hintere, unterkellerte Wohntrakt als der alte Hauskern zu taxieren. Auch hier besteht der vordere Trakt aus leichtem Fachwerk, dessen Grundschwelle fundamentlos auf der

¹²⁸ BZ 71, 1971, Tafel 3, unten.

13. JAHRHUNDERT



14./15. JAHRHUNDERT

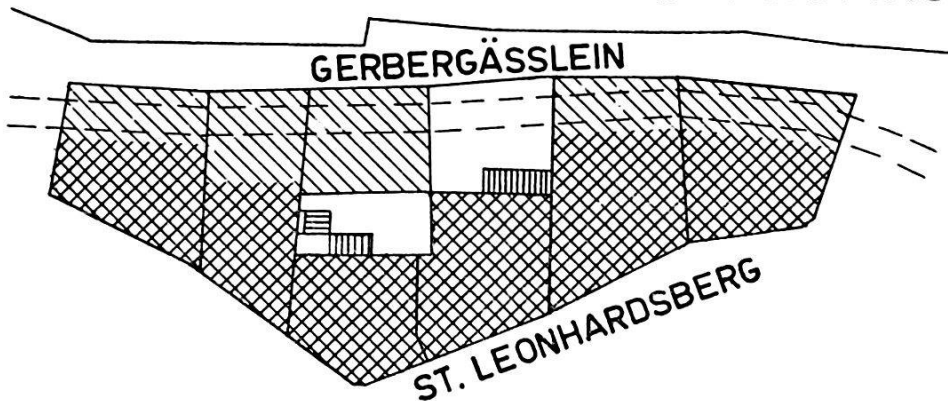


Abb. 29. Gerbergässlein: Wachstum der Liegenschaften über den Rümelinsbach hinweg.

Gartenerde ruhte; also genau die gleiche Situation wie an der Rittergasse 16. Wir wurden auf die Baustelle gerufen, weil bei Kanalisations- und Fundationsarbeiten im vorderen Teil des Hauses glasierte Keramik des 14./15. Jahrhunderts zutage kam. Sie belegt, daß es sich auch hier beim straßenwärtigen Wohntrakt um einen jüngeren Anbau handelt. Wahrscheinlich bildete die Liegenschaft Peterskirchplatz 14 ursprünglich je hälftig den Hausplatz zu den beiden Hofparzellen Petersgasse 52 und 54, deshalb auch die Unterkellerung der ganzen Liegenschaft Peterskirchplatz 14 (Taf. 12).

Durch die jüngste Überbauung der Hofplätze Petersgasse 54 und 52 drohte dem Hinterhaus die Schildbürgerei, in fensterlosem Dunkel zu versinken; denn es konnte kein Licht aus dem Hinterhof einer Nachbarliegenschaft empfangen wie der alte Hauskern der Liegenschaft Petersgasse 50 – übrigens seit alters her Anlaß zu nachbarlichen Streitereien, wie mir berichtet wurde¹²⁹. So blieb

¹²⁹ Zur Hausgeschichte Petersgasse 50 vergleiche Basler Nachrichten Nr. 293, 21 vom 9. 9. 1972.

nichts anderes übrig, als den Binnenhof zwischen «Vorderhaus» Petersgasse 52 und «Hinterhaus» Peterskirchplatz 14 offen zu lassen. Dem vollen Ausbau standen hier also äußere Umstände entgegen. Sie bewirkten, daß uns eine interessante Zwischenphase in der Entwicklungsgeschichte des gotischen Altstadthauses erhalten geblieben ist.

Noch ein Wort zum Ausdruck «*Altstadthaus*». Er ist dahin zu verstehen, daß es sich um einen spezifisch städtischen Haustypus handelt, etwa im Gegensatz zum Landhaus, der sich im Verlaufe des späten Mittelalters herausbildete. Es ist nicht gemeint, daß dies der einzige damalige städtische Haustyp gewesen sei. Zudem ist zu erwarten, daß dieser Grundtypus je nach Zweck oder Bewohnerschaft sehr unterschiedlich ausgestaltet gewesen sein dürfte.

Das Ergebnis dürfte auch stadtgeschichtlich von gewisser Bedeutung sein. Der Petersberg, d. h. die Talflanke ist Altsiedelgebiet. Die Terrassenkante mit dem Straßenzug Nadelberg-Petersgasse wird erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts belegt; dazu gehören die Liegenschaften Petersgasse 50–54. Doch dies nur nebenbei zur Vermeidung von Mißverständnissen. Wahrscheinlich verschwanden damals die Holzbauten der Hangsiedlung in wenigen Jahren, um einer großzügigen Neuüberbauung Platz zu machen. Indiz dafür könnte die strengrechteckige Anordnung der Straßenzüge: Kellergäßlein – Imbergäßlein und Nadelberg – Schneidergasse – Stadthausgasse sein. Eine ähnlich strenge Straßenordnung läßt sich im Kleinbasel beobachten, und zwar in jenem Teil, welcher der zweiten Siedlungsphase nach der Jahrhundertmitte zuzuweisen ist¹³⁰. Im Kontrast zum strengen Gründerschema stehen die älteren, geschwungen verlaufenden Straßenzüge wie Rheingasse und Webergasse; das Pendant am Hang des Petersberges wäre das Totengäßlein. Wenn auf Großbasler Seite das Gründerschema weniger klar hervorsticht, so muß der Grund letztlich darin gesehen werden, daß hier die Dinge sehr viel komplizierter lagen als im Kleinbasel, wo ins Grüne hinaus Neuland abgesteckt werden konnte. Zudem galt es hier ältere, in sich geschlossene Siedlungszentren wie St. Andreas sinnvoll ins Schema einzubeziehen.

Auf jeden Fall ist bemerkenswert, daß sich das strenge Straßenschema auf Großbasler Seite nur in dem Gebiet findet, das bis ins 12. Jahrhundert durch Holzbauten belegt war¹³¹. Ist dies reiner

¹³⁰ BZ 71, 1971, 192.

¹³¹ In diesem Zusammenhang gewinnen die Funde an der Sattelgasse (BZ 64, 1964, XXXI) ganz neuen Aspekt, auch wenn es sich nur um ein paar Quadratmeter handelt.

Zufall oder vielleicht Niederschlag einer Art mittelalterlicher Stadtsanierung?

Auch wenn diese Betrachtung in Fragezeichen endet, hielt ich die Skizzierung einer möglichen Entwicklung des Altstadthauses doch für notwendig. Nicht zuletzt aus dem einfachen Grund, damit wir uns mit der Enge romanischer und frühgotischer Wohnverhältnisse vertraut machen; Vorstellungen, die uns entschieden Mühe bereiten¹³².

Der Kantonsarchäologe:

R. Moosbrugger-Leu

Durch die Kommission für Bodenfunde genehmigt am 15. September 1972.

Der Präsident:

K. Heusler

¹³² Vielleicht darf in diesem Zusammenhang auf zwei Gebäulichkeiten aufmerksam gemacht werden, die nicht von hohem Alter sind und zudem in ländlicher Gegend liegen, die aber doch zeigen, daß sich selbst bis in jüngste Zeit sehr ähnliche Wohnverhältnisse gehalten haben: Taunerhaus im Oberdorf von Egringen (D) 7,7 auf 4,1 m; Rathaus in Fischingen (D) 4,7 auf 4,3 m. Auch in Holland lassen sich noch Wohnverhältnisse finden, die sich punkto Fläche durchaus mit der im frühgotischen Hauskern an der Rittergasse 16 (6 auf 6 m) und Petersgasse 50 (6 auf 5 m) vergleichen lassen.

Es stellt sich damit die Frage, ob nicht im adeligen Wohnturm, wie er sich in romanischer Zeit auf den Burgstellen herausbildete, das Vorbild zum steinernen, frühgotischen, turmartigen Stadthaus vom Typus Rittergasse 16 zu sehen ist?